MASTER NEGATIVE
NO. 93-81545-1

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

KIRN, OTTO

TITLE:

SITTLICHE LEBEN-
SANSCHAUUNGEN...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1911

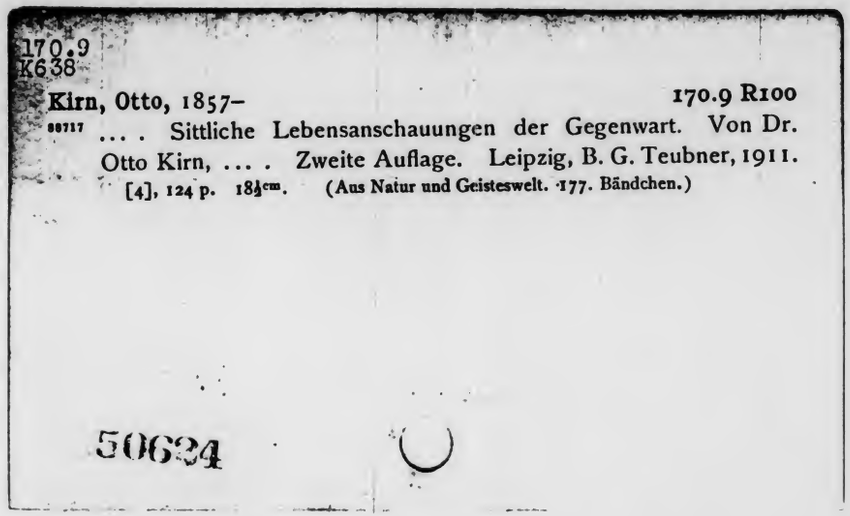
Master Negative #

93-81545-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record


170.9
K638

Kirn, Otto, 1857– 170.9 R100

88717 .... Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Dr. Otto Kirn, ... Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1911.

[4], 124 p. 18½cm. (Aus Natur und Geisteswelt. 177. Bändchen.)

50634

Restrictions on Use:

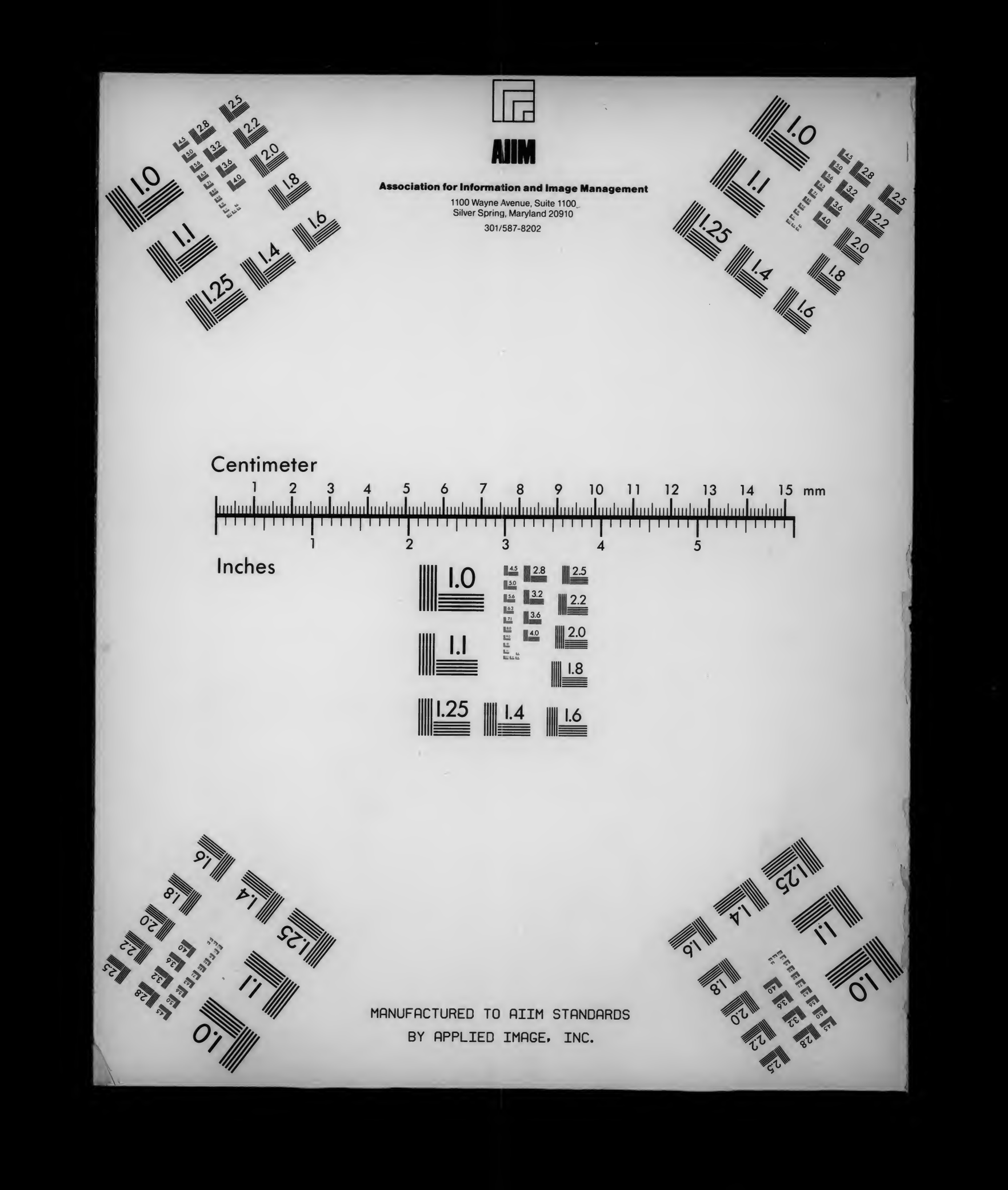
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 7/1/93 INITIALS BAP

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

O. Kirn

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart

Zweite Auflage

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

170.9 K638

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

GIVEN BY

Dept. of Philosophy

Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ befindet sich am Schluß dieses Bandes.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
177. Bändchen

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart

Von

Dr. Otto Kirn
Professor in Leipzig

Zweite Auflage

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1911.

170.9 K638

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

GIVEN BY

Dept. of Philosophy

Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

AlluG naturw. 600 : 311.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
177. Bändchen

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart

Von

Dr. Otto Kirn
Professor in Leipzig

Zweite Auflage

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1911.

Gift
Dept. of Philosophy
Febr. 11, 1914

Inhalt.

	Seite
I. Der Naturalismus	1
II. Der Utilitarismus	21
III. Der Evolutionismus	39
IV. Die ästhetische Lebensauffassung	65
V. Der sittliche Idealismus	83
VI. Die christliche Lebensanschauung	103

170.9
K638

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Aus dem Vorwort der ersten Auflage.

Vorträge, die im Winter 1906/07 in einem Zyklus von Leipziger Volkshochschulkursen gehalten wurden, erscheinen hier in überarbeiteter und erweiterter Gestalt. Neu hinzugekommen sind die Vorlesungen über Utilitarismus und Evolutionismus, da die Berücksichtigung dieser Standpunkte zur Vollständigkeit der Erörterung unerläßlich schien.

Auch jetzt wird man vielleicht noch beachtenswerte ethische Theorien übergangen finden. Am bereitwilligsten gebe ich dies hinsichtlich der idealistischen Form des Evolutionismus zu. Allein, auch abgesehen davon, daß eine doppelte Behandlung des Entwicklungsgedankens an getrennten Orten zu manchen Wiederholungen genötigt hätte, zweifelte ich daran, ob zur gemeinverständlichen Darstellung und abschließenden Beurteilung dieser neuesten Phase ethischer Arbeit die Zeit schon gekommen ist. Ich habe es darum bei einem Hinweis auf diese zweite Form des Evolutionismus in der 3. Vorlesung bewenden lassen. Andere mögen es vermissen, daß die Ethik des Pessimismus nicht ausdrücklich besprochen ist. Doch möchte ich nicht glauben, daß darin eine unentschuldbare Versäumnis liegt. So gerne ich anerkenne, daß die Vertreter dieser Richtung uns die Mängel der Erfahrungswelt schärfer sehen und tiefer würdigen gelehrt haben, so muß ich doch jede Lebensanschauung für unzureichend halten, die nicht aus dem Pessimismus heraus den Weg zu einer positiven Schätzung der sittlichen Werte findet. Eine Weltanschauung, die im Pessimismus hängen bleibt, ist Sache der individuellen Stimmung und für Wissenschaft und Leben unfruchtbar. Mit unfruchtbaren Dingen glaubte ich aber meine Zuhörer und Leser nicht behelligen zu sollen.

Möge denn das Büchlein da und dort anregend und klärend wirken und möchte es insbesondere in seinem Teil die Erkenntnis der sittlichen Bedeutung des Christentums fördern!

Leipzig, im Juli 1907.

O. Kirn.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die neue Auflage dieser Vorträge erscheint in Anordnung und Umfang wenig verändert. Einer Erweiterung des Programms durch Aufnahme neuer Themen widerstrebte schon der geschlossene Gedankengang des ursprünglichen Entwurfs, dem der Gegensatz des Naturalismus und Idealismus mit seinen mannigfachen Zwischenstufen zugrunde lag. Es ist aber auch meine immer neu befestigte Überzeugung, daß in diesem Rahmen die entscheidenden Motive für die Gestaltung der sittlichen Denkweise beschlossen sind. Erheblichere Zusätze hat die 3. Vorlesung durch eine Besprechung des idealistischen Evolutionismus und die sechste durch eine zusammenfassende Würdigung der christlichen Sittlichkeit erfahren. Die sonstigen Änderungen betreffen meist nur die genauere Fassung des Ausdrucks. Möge die kleine Schrift auch bei ihrem neuen Ausgehen sich für die Absicht, die sie verfolgt, brauchbar erweisen!

Als Literatur für das Selbststudium empfehle ich namentlich

Th. Lipps, Die ethischen Grundfragen. 1899. — P. Hensel, Die Hauptprobleme der Ethik. 1903. — R. Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. 7. Aufl. 1907. — Fr. Paulsen, System der Ethik. 7. und 8. Aufl. 1906. — Chr. E. Luthardt, Vorträge über die Moral des Christentums. 4. Aufl. 1882. — H. L. Martensen, Christliche Ethik 5. und 6. Aufl. 1893/94. — W. Herrmann, Ethik. 4. Aufl. 1909. — Th. Häring, Das christliche Leben. 2. Aufl. 1906. — J. Gottschick Ethik. 1907. — W. Schmidt, Der Kampf um die sittliche Welt. 1906

Zu einer vollständigen wissenschaftlichen Orientierung gehört aber auch die Beschäftigung mit den grundlegenden Arbeiten von Kant, Schleiermacher, R. Rothe, W. Wundt u. a. Endlich darf ich Leser, die sich für meine Auffassung der ethischen Einzelfragen interessieren, auch auf meinen Grundriß der theologischen Ethik, 2. Aufl. 1909 verweisen, zu dem diese Vorträge als gemeinverständliche Einführung gelten können.

Leipzig, im März 1911.

O. Kirn.

Erste Vorlesung.

Der Naturalismus.

Was ist Lebensanschauung? — Der Standpunkt des Naturalismus. — Seine geschichtlichen Vertreter: J. J. Rousseau, L. Feuerbach, E. Häckel. — Kritik.

Von den wichtigsten Standpunkten der sittlichen Lebensanschauung, die in der Gegenwart vertreten werden, soll im folgenden die Rede sein. Daß dabei *Darstellung* und *Beurteilung* verbunden werden sollen, liegt in der Natur der Sache. Sittliche Lebensanschauungen, die von einem bestimmten Standpunkt aus entworfen sind, stellen nicht unmaßgebliche Gedankengänge dar, die harmlos und friedlich nebeneinander stehen können; sie beanspruchen maßgebendes Ansehen und praktische Geltung und fordern darum *Diskussion ihres Werts* und Entscheidung über ihr *Recht*. Das ist im Leben so und kann auch in der Wissenschaft nicht anders sein, wenn sie den Bedürfnissen des Lebens dienen will. Das Einzige, was die Wissenschaft tun kann, um von diesem Streit alles Leidenschaftliche und Verwirrende fern zu halten, ist, daß sie jeden Standpunkt zu verstehen sucht und sich um ein gerechtes Urteil über ihn bemüht.

Zunächst machen wir uns klar, was *sittliche Lebensanschauungen* sind und bedeuten. *Leben* kann der Mensch zur Not auch so, daß er sich von der Welle des Tages tragen, durch seine Eindrücke bestimmen, durch seine augenblicklichen Bedürfnisse und Wünsche leiten läßt. Aber *sittliches Leben* ist das nicht. Zu ihm gehört nicht bloß ein passives Bestimmtwerden durch das, was von außen an uns herantritt oder in uns selbst unwillkürlich sich regt, sondern ein aktives Eingreifen in den Gang unseres Lebens, ein planmäßiges Gestalten unserer Beziehungen zu Menschen und Dingen. Zum sittlichen Leben dringen wir erst dann hindurch, wenn wir uns *Grundsätze* für unser Verhalten bilden. Wir teilen unsere Zeit ein, um keines der Interessen, die uns wichtig sind, zu vernachlässigen oder zu verkürzen, wir nehmen uns vor, im Verkehr mit Menschen aufrichtig, im Berichten über Gesehenes und Gehörtes wahrhaftig, im Urteilen gerecht, im Halten von Versprechungen zuverlässig, im Überlegen besonnen, im Verfolgen unserer Ziele beharrlich zu sein. Durch solche und ähnliche Grundsätze bringen wir Zusammenhang, Ordnung und Plan in unser Leben, und nur in dem Maße, in dem wir dies unternehmen und durchführen, können wir unser Leben ein sittliches nennen.

Man kann von der Bedeutung solcher Grundsätze nicht hoch genug denken; ohne sie wäre unser Leben ein Traum, ohne festen Zusammenhang, durch den bloßen Zufall bestimmt, ein Spiel ohne Ernst, ein Wechsel der Zustände ohne Sinn und Ergebnis. Ohne Grundsätze gibt es keine sichere Folge unserer Tätigkeiten, kein festes Gepräge unseres Strebens, keinen *Charakter*; ja man muß zweifeln, ob man einen Menschen ohne Grundsätze überhaupt eine *Persönlichkeit* nennen darf, die sich als geschlossene Größe aus dem Strom des Geschehens heraushebt. Die erste Aufgabe jeder Theorie des sittlichen Lebens, jeder Ethik ist darum die Ermittlung sittlicher Grundsätze, die dazu dienen können, unser Leben planmäßig, charaktervoll, fruchtbringend für uns und andere, zusammenstimmend mit dem Leben anderer und wertvoll für die Gesellschaft zu machen. Man pflegt sie als *Gesetze*, als *Normen* für das sittliche Verhalten zu bezeichnen und betont mit Recht ihre fundamentale Bedeutung für die Bildung der Persönlichkeit und die ineinandergreifende Ordnung des Gesamtlebens.

Diese Grundsätze oder Gesetze sind aber nicht die „sittlichen Lebensanschauungen", von denen wir reden wollen. Unser sittliches Nachdenken kann nicht bei solchen einzelnen Regeln stehen bleiben, und unser Handeln kann sich nicht mit ihnen begnügen. Sie erlauben uns zwar, in bestimmten Fällen über das richtige Verfahren zu entscheiden, sie bringen Konsequenz in unser Verhalten; aber sie verbürgen noch nicht seine *Einheit*. Wir kommen in neue Lagen, für die wir uns noch keinen Grundsatz gebildet haben; wie sollen wir ihn finden, woran uns orientieren? Oder was noch peinlicher ist, wir kommen in Lagen, in denen sich mehrere Grundsätze um die Herrschaft streiten. Wir werden z. B. um unser Urteil gefragt über eine Leistung, die wir eben gehört haben. Die Aufrichtigkeit verlangt einen Tadel; aber ein anderer Grundsatz gebietet uns, den Frager nicht zu kränken, wenn wir es vermeiden können. Wie zahlreich sind solche Kollisionen der Grundsätze in unserem sittlichen Leben! Hier brauchen wir offenbar eine *höhere Instanz*, die über den einzelnen Grundsätzen steht und sie nach ihrem Rang zu ordnen gestattet, wenn wir das Richtige finden wollen.

Aber das Leben nach bloßen Grundsätzen leidet noch an einem andern Mangel. Wer sich streng an seine Grundsätze hält, wird gewissenhaft, zuverlässig und ehrenwert sein; aber es kann ihm darum doch etwas anderes abgehen, was wir auch zur sittlichen Persönlichkeit rechnen, der Schwung, die *Begeisterung*, die *innere Freiheit*. Menschen, die nur als Sklaven ihrer Grundsätze erscheinen, nennen wir Pedanten. Wir vermissen an ihnen den großen Zug und Stil, der erst das Kennzeichen sittlicher Durchbildung ist. Wie kommt dieser einheitliche, große Zug in unser sittliches Leben? Erst dadurch, daß sich uns die Grundsätze, die wir in uns tragen, zu einem *Gesamtbild*, einem Lebensziel, einer umfassenden Aufgabe zusammenschließen, die wir zu erfüllen berufen sind. Damit stehen wir aber bei dem, was wir sittliche Lebensanschauung genannt haben. In ihr ist uns ein einheitlicher Plan vorgezeichnet, dessen Ausführung jeder Schritt unseres Lebens dienen soll. In ihr ist ein Ziel abgesteckt, dem wir uns nähern sollen und das nur dann erreichbar ist, wenn wir den Weg fester Grundsätze gehen. In ihr empfangen diese Grundsätze selbst einen großen einheitlichen Zusammenhang.

Für sittliche Lebensanschauung sagen wir auch sittliches *Ideal*, Lebensideal. Und sobald wir diesen Namen dafür einsetzen, wird uns auch klar, daß das Ideal unserem Leben einen Schwung verleiht, den bloße Grundsätze, so richtig sie sein mögen, ihm niemals geben können. Ein Ideal zieht an, es begeistert. Ein Idealist wird nie ein grämlicher Pedant sein können. Ein Ideal weckt ein Echo in unserem Gemüt, es löst starke Gefühle aus, es macht uns die harte Pflichterfüllung leichter, es gibt unserem Handeln das Gepräge der Freiheit. Keine Theorie vom sittlichen Leben, keine Ethik kann darum die Ideale entbehren. Erst in den sittlichen Idealen kommt unsere sittliche Überzeugung zum Abschluß, zur inneren Abrundung. Die Lehre von den Grundsätzen ist nur eine Vorstufe für die Lehre von den Idealen.

Wenn ich gleichwohl den Gegenstand unserer Überlegung nicht mit dem Titel „Lebensideale der Gegenwart" bezeichnet habe, so leitet mich dabei eine doppelte Erwägung. Die Bezeichnung „Lebensideal" paßt nicht gleich gut für alle die Anschauungen, die wir hier besprechen wollen. Wir sind gewohnt, das Wort Ideal, Idealismus in einem engeren Sinn zu gebrauchen, von der Denkweise, die in geistigen Werten, in der Bildung des persönlichen Willens nach dem Muster von Ideen das Ziel des Lebens erblickt. Gehen wir nun auf die Suche nach dem rechten Lebensideal aus, so scheint darin schon ein Vorurteil für den Idealismus und gegen den Naturalismus zu liegen, und wir

wollen doch erst prüfen, ob der Naturalismus nicht auch eine beachtenswerte Lebensanschauung ist. Aus diesem Grund ist „Lebensanschauung" eine umfassendere, neutralere Bezeichnung, die unser Urteil frei läßt und die uns berechtigt, auch den Naturalismus daraufhin anzusehen, was er uns etwa zu sagen hat.

Der andere Grund für die gewählte Bezeichnung ist der, daß Lebensanschauung uns sogleich an ein umfassenderes Ganzes erinnert, dem die Lebensanschauung als ein Teil angehört, an die Weltanschauung. Man kann kein umfassendes Lebensziel aufstellen, ohne daß man es in Verbindung setzt mit einer Überzeugung über den Sinn und Zusammenhang der Welt. Die Lebensanschauung ist immer ein Ausschnitt der Weltanschauung. Es wäre nicht ohne Interesse, zu überlegen, welche von beiden das Ursprüngliche und welche das Abgeleitete ist, ob die Lebensanschauung durch die Weltanschauung bestimmt wird oder umgekehrt; ob wir von der Welterfahrung ausgehen, um uns selbst zu verstehen, oder ob wir von unserer eigenen Lebenserfahrung ausgehen, um die Welt zu verstehen. Wir können dieser Frage hier nicht weiter nachgehen. Wie mir scheint, findet beides statt. Und vielleicht gibt es unter den hervorragenden Denkern keinen bedeutsameren Unterschied als den, ob sie den einen oder den anderen Weg gehen, vom Objekt zum Subjekt oder vom Subjekt zum Objekt. Allein hier genügt es für uns, die Tatsache dieses Zusammenhangs zu konstatieren. Die Lebensanschauung jedes Menschen, der einigermaßen sich um Übereinstimmung seiner Gedanken bemüht hat, harmoniert mit seiner Weltanschauung, sie verläuft in gleicher Richtung, zeigt gleiche Merkmale und gleichen Stil. Wer in der einen Hinsicht pessimistisch denkt, wird in der andern nicht Optimist sein können, wer in der Welt nur die Wechselwirkung mechanischer Kräfte erblickt, wird auch in seiner Lebensanschauung von der Wirkung der Freiheit und der Macht der Ideen nicht viel erwarten. Unser Leben ist ein so viel verzweigtes System mit so mannigfaltigen, nach allen Seiten reichenden Beziehungen, daß zu seiner vollständigen Deutung ein umfassendes Nachdenken über die Welt und ihren Sinn erforderlich ist.

Diese umfassende Orientierung der sittlichen Lebensanschauung ist freilich zunächst eine ideale Forderung, die keineswegs von allen erfüllt worden ist, die eine solche aufzustellen unternommen haben. Es geschieht dem Menschen, der in der Geschichte lebt,

unter dem Druck gegebener Verhältnisse aufwächst, durch eine lange Tradition in seinem Fühlen und Denken beeinflußt wird, sehr leicht, daß er die Wirklichkeit, die ihn umgibt, unter einem Gesichtspunkt anschaut und auffaßt, dessen Schranken ihm selbst verborgen bleiben. Er hält für selbstverständlich, was lange Zeit hindurch gegolten hat, aber durchaus der Prüfung bedarf; oder umgekehrt, er sieht in einer neuen Einsicht, die ihm in seiner Lage eine Befreiung bedeutet, das einzige Losungswort der Zukunft, die große Wahrheit, in der alles Heil beschlossen sein soll. Daraus erklären sich die mannigfaltigen, oft recht gegensätzlichen Wege, welche das sittliche Denken in dem Entwurf einer Lebensanschauung eingeschlagen hat.

Wollen wir ein umfassendes Lebensziel entwerfen, so eröffnen sich vor uns zunächst zwei Möglichkeiten. Sie knüpfen an die zwei Seiten an, die das Leben unmittelbar in sich schließt. Leben heißt empfangen und leben heißt schaffen. Unser Leben im nächsten physischen Sinn ist etwas, was wir als gegeben vorfinden, und wir können es nur fristen, indem wir fortgehend aus unserer Umgebung empfangen, was zu seiner Erhaltung dient, Luft, Licht, Wärme, Nahrung. Aber auch im geistigen Sinn leben wir nur durch die beständige Zufuhr von Wahrnehmungen, Anregungen, Erkenntnissen. Dabei dürfen wir nicht bloß an die Außenwelt als die Quelle dieser Lebensreize denken. Auch die Aufforderungen zum Erkennen und Handeln, die aus unserem Innern aufsteigen, die Gefühle, Bedürfnisse, Triebe sind im Grunde etwas, was wir ohne unser Zutun empfangen. Allein dieses bloße Empfangen ist noch nicht wirkliche Lebendigkeit. Zu dieser gehört notwendig ein Schaffen, ein Verarbeiten des Empfangenen, ein Äußern der Gefühle und Gedanken, ein Gestalten der Außenwelt, ein Wirken auf Menschen. Wir werden niemand zugestehen, daß er lebt, der nicht in irgendeinem Maß ein Schaffender ist. Beides, Empfangen und Schaffen, ist offenbar nicht zu trennen, es bildet gleichsam den zusammengehörigen Rhythmus des Lebensprozesses.

Und doch knüpft sich an die verschiedene Wertung dieser Elemente der tiefste Unterschied der Lebensanschauungen an. Man kann fragen: Ist das wichtiger, wertvoller, inhaltreicher, was wir empfangen, oder das, was wir selbst schaffen? Hierin wurzelt zuletzt der Gegensatz des Naturalismus und des Idealismus. In seine Konsequenz verfolgt, führt uns dieser Gegensatz allerdings auf die Höhen philosophischer Betrachtung empor. Es prägen sich

in ihm ein entgegengesetzte Urteile über die letzte Natur der Wirklichkeit aus; der Naturalist erkennt diese im Greifbaren und Sinnlichen, der Idealist im Geist und seinen Schöpfungen. Aber die tiefste Wurzel eines Gegensatzes, der durch alle Stände und Bildungsschichten hindurchgeht, liegt nicht in abstrakten Begriffen und Theorien, sondern in der unmittelbaren Stellung, die wir uns zu der Erfahrung geben; es kommt darauf an, ob wir uns an sie anschmiegen und hingeben oder ihr unsere Selbsttätigkeit entgegenstellen. Natur ist — das Wort in seinem weitesten Sinne genommen — *der Inbegriff dessen, was uns ohne unser Zutun gegeben ist*, was wir d. h. die Menschen überhaupt, nicht schaffen, sondern nur empfangen können. Natur ist die Grundlage alles menschlichen Schaffens und kann selbst niemals Gegenstand menschlichen Schaffens sein. Was Menschen schaffen, ist immer nur Umgestaltung der Natur in ein Produkt menschlicher Kunst, Kultur, Erziehung, Bildung. Die Natur außer uns und in uns ist uns schlechthin gegeben, wir sind für sie nicht verantwortlich; denn sobald wir verändert in sie eingreifen, ist sie nicht mehr Natur. Natur ist an unserem Leben und unserer Welt alles, was unabhängig von menschlichem Schaffen besteht. Die Idee dagegen ist die grundlegende Schöpfung des Menschengeistes, von der alle absichtliche Gestaltung unserer Umwelt ihren Ausgang nimmt.

Es wäre ein unerschöpfliches Thema, zu sagen, was wir alles der Natur verdanken. Aus ihrer Fülle strömen uns unausgesetzt die Kräfte zu, mit denen wir unsere Arbeit betreiben. Welche menschliche Veranstaltung käme an segensreicher Macht der Sonne gleich oder dem Strom, der Leben spendend die Länder durcheilt, oder dem Meer, dem Quell unerschöpflicher Kräfte, oder dem flutenden Drang der Vegetation im erwachenden Frühling! Aber noch viel eingreifender bestimmt die Natur unser Leben, indem sie immer neue Generationen von Menschen ins Dasein sendet mit neuen, ursprünglichen, unverbrauchten Sinnen und Kräften, mit unberechenbaren Anlagen und Talenten, indem sie durch den natürlichen Zug des Bedürfnisses und des Wohlgefallens die Menschen zusammenführt und zu kleinen und großen Gruppen verbindet. Wir können es darum wohl verstehen, wenn das Urteil warmherziger und nachdenklicher Menschen dahin geht: Was wir selbst erschaffen, will wenig besagen gegenüber dem, was wir von der Natur empfangen. *Anschluß an die Natur*, Achtung vor ihrem Walten, Respekt vor ihrer Ordnung, die uns immer neue Tiefen der Weisheit enthüllt, ist die beste, klügste und

zugleich die bescheidenste und demütigste Lebensregel, die wir uns vorzeichnen können. Ihre Stetigkeit, Präzision, Fülle und Mannigfaltigkeit werden wir nie übertreffen, höchstens uns ihr annähern können. Kommt dann noch dazu, daß uns in den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft viel Verkehrtes, Unvernünftiges, Lästiges und Verkümmertes entgegentritt, so erscheint die Losung des Naturalismus: „Ehret in allem und über alles die Natur in ihrem stillen, unscheinbaren und doch so weisheitsvollen und wohltätigen Gang" als eine Tat der Befreiung von einem schwer lastenden Druck.

Und doch ist es im Grunde nur eine kleine Zahl von Menschen, insbesondere von sittlichen Denkern höheren Ranges gewesen, die diesen Weg ging. Die anderen, die meisten, haben uns gelehrt: was den Menschen zum Menschen macht, ist sein eigenes *Schaffen*. Die Gedanken, die er selbst erzeugt, die Ziele, die er in kühnem Wurf sich steckt, die Werke, die er nach eigenem Plan erschafft, die Ordnungen, die er in der menschlichen Gesellschaft aufrichtet, sie machen das Leben erst reich und lebenswert. Die *Ideen* sind mächtiger als die Natur, sie schaffen die *Geschichte* und hinterlassen in ihr ihre denkwürdigen Spuren, sie zwingen die Naturkräfte in ihren Dienst, sie weisen auch den natürlichen Anlagen und Gaben, welche die Menschen mitbringen, erst den Weg zu ihrer planvollen Ausbildung und stellen sie an den Ort, an dem sie sich fruchtbar betätigen können. Was der Mensch erschafft, das macht ihn groß, frei, selbständig und gibt seinem Leben erst den wertvollen Inhalt, um dessen willen es sich verlohnt zu leben. Dies der Standpunkt des *Idealismus*, der das sittliche Denken in weitem Umfang geleitet und vielfach souverän beherrscht hat, und der sich dann mit einem begreiflichen Stolz, ja mit einer gewissen sittlichen Entrüstung gegen den Naturalismus als eine tiefstehende, schlaffe und zuchtlose Denkweise gewendet hat.

Wir können diesen Streit an der Stelle unseres Wegs, an der wir stehen, nicht entscheiden wollen. Wir begnügen uns vorläufig mit einer Gegenüberstellung beider Lebensanschauungen. Und sie ist unerläßlich, wenn wir uns den Standpunkt des Naturalismus klarmachen wollen. Denn dieser schöpft ein gut Teil seiner Lebenskraft aus dem Gegensatz zur idealistischen Denkweise. Ein naturgleiches Leben ist nach ihm unsere Bestimmung. Was die Natur in ihrem unverkümmerten und unverbildeten Walten hervorbringt, außer uns und in uns, das ist berechtigt, gut,

heilig; ja vielleicht ist es schon eine unbescheidene Zudringlichkeit, wenn wir überhaupt solche moralischen Prädikate an ihre Tätigkeit und ihre Werke heranbringen. Die Natur ist über unser Lob wie unsern Tadel erhaben, „jenseits von Gut und Böse", und das Beste, was wir erreichen können, ist, daß wir uns so eng als möglich an sie anschließen, uns so treu als möglich an ihre Spur halten.

Sicherlich ist es der Mühe wert, diesen Standpunkt einmal kennen zu lernen, seine Motive und Konsequenzen zu überlegen, vor allem einmal ihn auf sich wirken zu lassen. Denn er ist fast stärker, wenn man seinen Totaleindruck sich vergegenwärtigt, als wenn man seine einzelnen Argumente und Forderungen auseinanderlegt und prüfend betrachtet. Um einen solchen Eindruck zu bekommen, wollen wir einigen seiner Vertreter Gehör schenken. Wir wählen gemäß der Beschränkung, die in unserem Thema liegt, nur solche, die wir einigermaßen zu unserer *Gegenwart* rechnen können. An sich könnten wir natürlich viel weiter zurückgehen, und es wäre lehrreich, sich klar zu machen, in welchen Zeiten der Geschichte der Naturalismus aufzutreten pflegt. Wir würden dann die überraschende Tatsache festzustellen haben, daß der ethische Naturalismus *niemals am Anfang des sittlichen Denkens* steht. Dieses beginnt vielmehr immer mit einem strengen, oft harten Idealismus. Die großen sittlichen Gesetzgeber sind meist mit der Natur ziemlich unsanft umgegangen, haben ihre Einschränkung, Unterordnung und in manchen Beziehungen geradezu ihre Unterdrückung gefordert. Sie gehen mit ihr um, wie der Ritter St. Georg mit dem Drachen, setzen ihr den Fuß auf den Nacken und erheben den Speer gegen sie. Und erst, nachdem ein entwickeltes Staats- und Kulturleben entstanden ist, über dem der sittliche Idealismus seinen Schild gehalten hat, tritt der ethische Naturalismus auf und erhebt seinen Ruf: Zurück zur Natur! Sonst geht ihr an eurer Kultur, eurer sinnlosen Hast, euren verkehrten gesellschaftlichen Einrichtungen zugrunde.

So seltsam es klingt, der ethische Naturalismus ist eine Erscheinung, die nur *auf dem Boden der Kultur* möglich ist. Niemand würde auf ihn hören wollen, wenn das Leben der Einzelnen und der Gesellschaft in ungebrochener Einheit mit der Natur verliefe. Erst wenn er fordern kann: Zurück zur Natur! wird seine Stellung beachtenswert, aufsehenerregend und wohl auch in gewissem Maß überzeugend und berechtigt. So konnte,

um nur ein antikes Beispiel zu erwähnen, in der kulturübersättigten römischen Kaiserzeit die stoische Schule mit ihrer naturalistischen Ethik, deren Sittengesetz lautete: Naturgemäß leben! ihr Glück machen. Ein paar Jahrhunderte früher hätte man diese Philosophen als sonderbare Schwärmer beurteilt, für deren Predigt keinerlei Bedürfnis und Interesse vorhanden war. Gerade weil die unbewußte Einheit mit der Natur in der menschlichen Geschichte ohne Zweifel das erste ist, ist die bewußte Forderung dieser Einheit erst als eine dritte Stufe, der die idealistische Befreiung von der Natur als zweite vorangegangen sein mußte.

Das Auftreten des ethischen Naturalismus ist demnach immer das Symptom einer hoch entwickelten, weit verbreiteten und einem Teil der Gesellschaft bereits zur Last und zum Überdruß gewordenen Kultur. Nur der Kulturmensch ist für den Naturalismus disponiert. Er taucht darum auch bei den europäischen Völkern früher in den Ländern auf, die sich einer verhältnismäßig ungestörten Kulturentwicklung erfreuten, in England und Frankreich, während das durch den dreißigjährigen Krieg in allen Arbeiten des Friedens zurückgeworfene und aufgehaltene Deutschland erst später für eine Aufnahme empfänglich wurde. Unser deutscher Idealismus, das dürfen wir nicht vergessen, ist zu einem guten Teil die Frucht der harten Schicksale, durch die wir in unserem politischen Leben gehen mußten.

Indessen sollen nicht geschichtliche, sondern sachliche Gründe uns bei der Auswahl der Vertreter des naturalistischen Standpunktes leiten. Die drei Namen *Rousseau, Feuerbach, Häckel* begreifen drei verschiedene Formen, wenn man will, auch Stufen des Naturalismus. Rousseau vertritt den *idyllischen*, durch und durch gefühlsmäßigen, Feuerbach den *philosophischen*, metaphysischen, Häckel endlich den *wissenschaftlichen*, auf positive biologische Forschung aufgebauten Naturalismus.

Als Vertreter eines idyllischen, poetischen Naturalismus haben wir J. J. *Rousseau* (1712—1778) bezeichnet. Daß er zu den Pfadsuchern einer neuen Zeit gehört, ist gewiß, ob man ihn zu den großen Denkern zählen darf, ist weniger sicher. Dafür sind seine lebhaft empfundenen Gedanken doch nicht abgeklärt und zusammenhängend genug. Allein es geschieht nicht selten, daß Ideen, denen später eine wissenschaftliche Entwicklung und Durchführung zuteil wird, zuerst dunkel geahnt und leidenschaftlich gesteigert in der Kunst ihren Ausdruck finden. Und gerade in

unserem Fall ist dies um so begreiflicher, da Rousseau gegen die Verstandesaufklärung die Sache des Gefühls, gegen den Zwang künstlicher Lebensverhältnisse das Recht der Einfachheit und Unmittelbarkeit vertritt. Das forderte von selbst eine anschauliche, gemeinverständliche Form, die den Antrieb des Gefühls und den Anteil des Herzens erkennen läßt. Zu dieser durch den Gegensatz bestimmten Haltung kommt ein Zug, der in seiner Individualität wurzelt. Rousseau ist zwar der Sohn einer alten Kulturstadt, Genf, und lebt lange Zeit in der Weltstadt Paris, aber er liebt das Wandern in freier Natur und fühlt sich von der Stille des Landlebens unwiderstehlich angezogen. Aus diesen ästhetischen Motiven entspringt bei ihm die Losung: Zurück zur Natur, zur Einfachheit der Sitten, zur glücklichen Unwissenheit.

Ein ungesuchter Anlaß läßt ihn mit diesem Programm hervortreten. Auf einer Wanderung im Jahre 1749 fällt ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, in dem er ein Preisausschreiben der Akademie von Dijon liest. Es soll die Frage beantwortet werden, ob die Erneuerung der Wissenschaften und Künste, wie sie an der Schwelle der neueren Geschichte in der sogenannten Renaissance sich vollzog, zur Reinigung der Sitten beigetragen habe. Er erkennt darin die Frage, die *ihn* beschäftigt, die *er* beantworten muß. Ihre historische Fassung schiebt er freilich kurzerhand beiseite und ersetzt sie durch die grundsätzliche Frage nach dem sittlichen Wert der Kultur überhaupt. Und diese verneint er energisch. Wissenschaften und Künste sind ein moralisches Unglück.*) Seine Begründung geht weder in historischer noch in psychologischer Hinsicht tief. Sein Herz entscheidet ohne viel Nachdenken. Der einfache Landmann ist gesund und stark, aufrichtig und tugendhaft, während der gebildete Städter, von Reichtum und Luxus umgeben, diese Vorzüge entbehrt und sich in einer Atmosphäre der Verstellung und Lüge bewegt. Völker von einfachen Sitten: Perser, Scythen, Spartaner, Germanen haben solche von überlegener Kultur besiegt oder doch glücklich abgewehrt. Ein Philosoph wie Sokrates hat das Nichtwissen höher geschätzt als das eingebildete Wissen. Wir handeln gegen die Natur, wenn wir der Neugier des Forschungstriebes folgen. Die Natur selbst hat uns vor dem Wissen bewahren wollen, wie eine verständige Mutter dem Kind eine gefährliche Waffe wegnimmt (S. 22). Die Wissen-

*) Oeuvres, Neuchatel 1775, T. 1.

schaften entspringen aus unreinen Quellen, so ist z. B. die Redekunst aus Ehrgeiz, Lobgier, Schmeichelei und Lüge hervorgegangen, die Physik aus der Neugier, die Geometrie aus der Habsucht, die Moral aus verwerflichem Stolz. Die Kunst hat den Luxus zum Nährboden. Kein Wunder, wenn auch die Folgen entsprechend sind; jede Art von Auflösung folgt dem Betrieb dieser unnützen Dinge: Verweichlichung, Eitelkeit, Sklaverei, leere Zeitvergeudung. Das Talent wird überschätzt; Tapferkeit und Sittenstrenge sterben aus. Rousseau will zwar nichts dagegen einwenden, wenn wirkliche Talente sich der wissenschaftlichen Forschung widmen, obwohl er sich auch davon keinen allzugroßen Nutzen verspricht; aber das Volk und seine Jugend will er vor diesem Verderben bewahrt wissen. Denn Unwissenheit, Unschuld und Armut machen das wahre Glück des Menschen aus (S. 41). Auch eine Moral braucht es nicht; das Gewissen sagt jedem schon selbst, was er zu tun hat.

Daß diese Behauptungen mit einem fast kindlichen Ungestüm eine sehr begrenzte Wahrheit auf die äußerste Spitze treiben, ist ohne weiteres klar. Nicht übel hat diese Jugendlichkeit der Spötter Voltaire gegeißelt, wenn er aus Anlaß der Übersendung einer späteren Schrift an Rousseau schrieb: „Niemals hat man so viel Geist auf die Bemühung verwendet, uns wieder zu Tieren zu machen; man bekommt ordentlich Lust, auf allen Vieren zu gehen, wenn man Ihr Buch liest." Er fügt dann hinzu, ihm sei es unmöglich, dies wieder anzufangen, da er diese Gewohnheit schon vor mehr als 60 Jahren abgelegt habe.*) Auch Rousseau selbst hat im Laufe der Zeit eingesehen, daß er viel zu weit gegangen war. Was er eigentlich sagen wollte, war etwas viel Maßvolleres. Er wollte die ausschließliche Verstandesbildung bekämpfen und ihr eine Herzensbildung an die Seite stellen. Er wollte die Menschen von der Überschätzung künstlicher und lästiger Lebensformen wieder zur Einfachheit, zu den großen, nie versagenden Lebenswerten zurückrufen. Er wollte der zu weit getriebenen Arbeitsteilung das Ideal einer einheitlichen Bildung der ganzen Persönlichkeit entgegenstellen. Das hat er auch zum Teil in seinen späteren Schriften mit mehr Einsicht und Maß getan. Namentlich aber hat er auf dem Gebiet der Erziehung vor aller Übereilung gewarnt, für das Recht der Kinder auf stilles Wachstum und allmähliche Kräfteentfaltung gestritten und

*) H. Höffding, Rousseau, S. 70 f.

einem abwartenden Verhalten des Erziehers das Wort geredet. Die Kultur soll den Menschen nicht mit ihren Früchten überschütten und seinem Bedürfnis und Verständnis voraneilen, sondern sie soll Schritt halten mit dem erwachenden eigenen Trieb. So soll Raum bleiben für eine naturgemäße harmonische Entfaltung des inneren Lebens.

Darin liegen gewiß Gedanken von unvergänglicher Bedeutung. Freilich lassen sie auch erkennen, daß diesem poetischen Naturalismus im Grunde nur eine einschränkende Rolle zukommt. Er vermag kein selbständiges und hohes Lebensideal zu begründen, er kann nur den Idealismus vor Übertreibung und Überstürzung warnen. Den Wert der Bildung, des Wissens, der sittlichen Selbständigkeit zu verstehen und zu würdigen, das überläßt er anderen.

Mit weniger Poesie, aber mit mehr Wucht und Nachdruck tritt bei L. Feuerbach (1804—1872) der Naturalismus in philosophischem Gewand auf. Im Vergleich mit seinem schweren Geschütz führt Rousseau nur eine Hirtenschleuder. Um Feuerbachs Standpunkt zu verstehen, muß man sich erinnern, daß er aus der Schule des Hegelschen Idealismus herkommt. Hegel hatte für das ursprünglich und endgültig Wirkliche die Idee erklärt. Die Welt ist eine stufenweise Entwicklung der Idee. Die Natur hat die Bedeutung einer Durchgangsstufe; durch sie hindurch kehrt die Idee bereichert und entfaltet zu sich selbst zurück. Nie war die Natur souveräner unter die Herrschaft des Denkens gestellt worden; nie hat man die Erfahrung geringschätziger beiseite geschoben und an die Stelle genauer Beobachtung der Tatsachen selbstersonnene Formeln, um nicht zu sagen leere Worte gesetzt. Die Hegelsche Ethik war darauf ausgegangen, dem Menschen die vollkommene Nichtigkeit seiner individuellen Ansprüche recht schonungslos vorzuhalten. Am Individuum ist der Idee nichts gelegen — man kann die Individualität ja nicht in Begriffe fassen —, sie ist eine zufällige Verschiedenheit der Einzelwesen. Nur als Bürger eines Staates erlangt der Einzelne Teil an einer vernünftigen und sittlich wertvollen Organisation. Im allgemeinen Willen aufzugehen, ist die wahre Bestimmung des Menschen.

Feuerbach unternimmt es nun, dieses idealistische System gründlich umzukehren. Er stellt Hegels Anschauung auf den Kopf, um — wie er sich drastisch ausdrückt — den Menschen

wieder auf die Füße zu stellen und ihm in der Natur einen sicheren Boden zu geben. Nicht die Idee ist das ursprünglich und wahrhaft Wirkliche, sondern die Natur. Die ganze geistige Welt ist nur eine Dichtung des Menschen, bei der durchweg sinnliche Triebe und Wünsche bestimmend sind. Hinter allen idealen Schöpfungen des Menschengeistes muß man darum ein natürliches Interesse, eine Äußerung sinnlicher Triebe suchen und sie so aus der luftigen Höhe, in die sie gleich Seifenblasen emporgestiegen sind, wieder auf diese Erde zurückführen. Daß diese Denkweise den Tod des religiösen Glaubens bedeutet, liegt auf der Hand. Feuerbach sieht in der Religion auch nur einen Glückstraum, den der Mensch sich vortäuscht, weil er auf der Erde seine Wünsche so vielfach unerfüllt sieht.

Die Moral muß nach Feuerbach lernen, den Menschen zu nehmen, wie er ist. Er gehört dieser Erde an, ist abhängig von der Natur, auf deren Boden er steht. Als Naturwesen wird er durch Triebe bestimmt, und eine andere Macht, die ihn leiten könnte, ist gar nicht denkbar. Einen sogenannten reinen Willen, der nicht durch Triebe, sondern durch vernünftige Gesetze und ideale Normen bestimmt würde, gibt es nur in der Einbildung der Philosophen. Jeder Trieb des Menschen geht auf Glück und zwar zunächst auf das eigene Glück. Daß wir unser eigenes Wohl mit allen Kräften erstreben, verdient keinen Tadel. Es ist unverständig und unbillig, den Egoismus zu schelten. Es gibt nun einmal keine andere Richtung des Triebs als die durch ihn bezeichnete. Alle Menschen sind also Egoisten; der Unterschied liegt nur darin, daß sie ihre egoistische Befriedigung in verschiedenen Gegenständen oder Zuständen suchen. Und jeder Versuch der Moral, uns ein anderes Handeln zu empfehlen oder zu gebieten, ist verlorene Mühe.

Damit scheint nun freilich der Unterschied von Gut und Böse alle Bedeutung zu verlieren. Denn wer könnte sich nicht für eine noch so verwerfliche Handlung auf seine natürlichen Triebe berufen? Soll es überhaupt einen sittlichen Unterschied geben, so muß es möglich sein, zwei Arten des Egoismus auseinanderzuhalten, einen berechtigten und einen verwerflichen. Das versucht denn auch Feuerbach. Es gibt in der Natur selbst einen Punkt, auf dem es dem Menschen Bedürfnis wird, seinen Egoismus nicht etwa aufzugeben, wohl aber zu erweitern, das ist der Zug, der ihn zur Ehe und Familiengründung führt. Hier wird normaler-

weise der einseitige und darum verwerfliche Egoismus zum zweiseitigen Glückseligkeitstrieb; er nimmt das Wohl eines anderen Wesens in sein eigenes Interesse auf. In der weiteren Verfolgung dieses Wegs gelangt er dann auch noch weiter zum Wollen des Glücks anderer Wesen überhaupt, ja aller Menschen. Gut ist also der über die eigene Person hinaus erweiterte Egoismus, der aber gleichwohl Egoismus bleibt. Erst auf dem Boden dieser Gemeinschaftsverhältnisse entspringen nun auch Pflichten. Kant hat in dem Worte Pflicht etwas Großes und Erhabenes, eine Stimme aus der höheren Welt gesehen, die in unser sinnliches und irdisches Dasein Achtung fordernd und Ordnung stiftend hereinklingt. Für die naturalistische Ethik Feuerbachs erklärt sich das „Du sollst" sehr einfach; es ist der Anspruch, den andere an uns machen, um uns in den Dienst ihres Glückseligkeitstriebs zu stellen. Sind Menschen einmal zu einer Gemeinschaft verbunden, so wird notwendig das „Ich will", das der eine spricht, zum „Du sollst" für den andern. So hat diese Stimme einen recht naheliegenden Ursprung und einen stark irdischen Klang.

Im Grunde kommen wir mit dieser Ethik aber nicht sehr weit. Es verleiht ihrem resoluten Egoismus zwar einen gewissen idealen Schimmer, wenn uns versichert wird, daß der Mensch von selbst über den bloß einseitigen Egoismus hinauskomme und dazu gelange, ein zweites Ich, ja eine Mehrheit von Personen in seinen Egoismus mit einzuschließen. Aber es fragt sich doch, ob damit eine würdige Gestaltung dieser Gemeinschaftsverhältnisse, vor allem des zartesten Bandes, das es unter Menschen gibt, gesichert ist. Liebe ist doch wahrlich nicht erweiterter Egoismus; sie ist als ausdauernde Treue nur denkbar in der Form der Selbstverleugnung, der Selbstbeschränkung, der opferwilligen Hingebung. Feuerbach vergißt, uns zu sagen, was dann werden soll, wenn in einem solchen egoistischen Bunde beide Teile sagen: „Du sollst", aber keines sich überwindet zu sagen: „Ich soll". Daß aus dem Egoismus eines jeden ein dauernder Bund der Einzelnen und ein friedliches Verhältnis aller hervorgehen soll, ist eine bloße Behauptung. Eine feste Verkettung der Menschen in wirklicher Liebe, aufrichtiger Hilfsbereitschaft und dauernder Gemeinschaft gibt es nur, wenn das Wort Pflicht etwas von dem idealistischen Klang behält, den Kant darin gefunden hat, d. h. wenn uns die Pflicht über den egoistischen Trieben steht. Weil in Feuerbachs Ethik jedes die Triebe ordnende und einschränkende Prinzip fehlt, darum fehlt der Gesellschaft, die er entwirft, auch jedes einigende Band. Es ist darum nicht zufällig, daß aus Feuerbachs Schule der extremste Vertreter des ethischen Individualismus hervorgegangen ist: Max Stirner (Joh. Kaspar Schmidt † 1856). In seiner Schrift „Der Einzige und sein Eigentum" weist er die Zumutung, auch das Glück anderer zu wollen, als unbegründet zurück und erklärt nur die Verfolgung der individuellen Interessen für den wahren Sinn des Egoismus. Damit dürfte er gegen seinen Lehrer im Recht sein; aber eben damit zeigt er auch nur, wie wenig sich der Egoismus zum Fundament der Moral eignet, die zu allen Zeiten nicht auf die Isolierung, sondern auf die Verbindung der Menschen ausgegangen ist.

Die neueste Form des Naturalismus ist durch Ernst Häckel vertreten. Wir haben sie als die wissenschaftliche bezeichnet, da uns Häckel erst durch das Gebiet der Biologie hindurchführt, ehe er seine Gedanken über das sittliche Leben entwickelt. Liest man freilich das der Ethik gewidmete Kapitel seiner „Welträtsel" (Kap. 19), so wird hier nicht sowohl aus biologischen Tatsachen gefolgert, sondern aus allgemeinen Annahmen, die man eher dogmatisch nennen würde, wenn sie nicht von einem Naturforscher ausgesprochen wären. Schon der Titel „Unsere monistische Sittenlehre" spricht dies aus. Das Prinzip des Monismus besagt nämlich im Sinne Häckels, daß das Universum eine Einheit ist, nicht geschieden in eine physische, materielle und eine moralische, immaterielle Welt, sondern untrennbar beides zugleich. In dieser einen Welt herrscht darum auch nur eine Art von Gesetz, das ewige, eherne Naturgesetz. Das geistig-geschichtliche Leben der Menschheit ist kein selbständiges Reich mit eigenem Maß und Recht; es gehört mit zur Natur. Die moralische Welt ist nur eine Provinz der physischen, und den Schlüssel zu allen Gebieten der Wirklichkeit reicht uns die Naturwissenschaft dar. Die Entwicklungslehre gestattet ihr, auf einer langen Stufenleiter von den niedrigsten Lebenserscheinungen bis in die höchsten Regionen menschlicher Gedankenbildung und Tätigkeit vorzudringen. Nun ist es aber doch wohl nicht möglich, diese monistische Weltanschauung für ein strenges, unabweisbares Ergebnis der biologischen Wissenschaft auszugeben. Denn wenn es dieser auch gelänge, — wovon sie bekanntlich noch weit entfernt ist, — eine lückenlose Entwicklungsreihe von den niedersten Organismen

bis zu dem Auftreten des Menschen in der Natur zu konstruieren, so bliebe es doch immer noch möglich, daß die Menschheit in ihrer Geschichte Werke hervorbringt, Ordnungen errichtet und Erfahrungen macht, die mit einem ganz neuen Maßstab gemessen sein wollen. Man kann darum Häckel als Zoologen und Biologen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm doch das Recht bestreiten, die Geschichte mit ihren Erzeugnissen und Bildungen so ohne weiteres für die Naturwissenschaft zu annektieren. Auch der Glanz, der in den Augen vieler unserer Zeitgenossen das Wort „Monismus" umgibt, darf uns von einer solchen Einsprache nicht abhalten, wenn sie uns durch die Tatsachen nahegelegt wird. Denn es ist das Gegenteil eines richtigen wissenschaftlichen Verfahrens, wenn man von vornherein festsetzt, wie viele Prinzipien die Wirklichkeit haben darf, ob eines, oder zwei oder noch mehr; man muß erst genau zusehen, was sich unserer Beobachtung darbietet, und, was tatsächlich verschieden ist, auch im Denken unterscheiden. Erst am Schluß der ganzen Arbeit kann dann die Frage entstehen, wie viele Prinzipien es gibt und wie diese unter sich zusammenhängen mögen.

Gehen wir zu dem Inhalt dieser monistischen Sittenlehre weiter, so verdient es Anerkennung, daß Häckel nicht wie Feuerbach für die ausschließliche Herrschaft des Egoismus eintritt. Es gibt nach ihm vielmehr zwei Reihen von Pflichten 1) Pflichten gegen sich selbst und 2) Pflichten gegen die Gesellschaft. Dem Egoismus tritt also ein zweites Prinzip zur Seite, das des Altruismus, der Rücksicht und Fürsorge für andere. Wir wollen nicht fragen, ob dies den monistischen Grundsätzen gemäß ist; wir sind gerne geneigt, das Gute zu nehmen, wo wir es finden. Nur entsteht uns freilich eine Sorge, ob die Pflichten gegen die Gesellschaft wirklich gleich ernst und wichtig zu nehmen sind, wie die Pflichten gegen sich selbst; denn unmittelbar, nachdem die Pflichten gegen die Gesellschaft aufgestellt sind, lesen wir die Worte: „Der Mensch muß erkennen, daß ihr Gedeihen sein Gedeihen ist und ihr Leiden sein Leiden." *) Ist dem wirklich so und erkennt das der Mensch zweifellos, so braucht er offenbar das zweite Prinzip gar nicht mehr. Ist das Gedeihen der Gesellschaft sein eigenes Gedeihen, so ist alles das, was er ihr an Rücksichten erweist, an Arbeiten widmet und an Opfern bringt, ja schon in den richtig und vollständig verstandenen Pflichten gegen

*) Die Welträtsel. (Volksausgabe S. 140 a).

sich selbst eingeschlossen. Die Gesellschaft als solche, der Nächste als solcher hat im Grunde gar nichts mehr von uns zu fordern, wir dienen in der Erfüllung unserer Pflichten gegen sie lediglich unserem eigenen Interesse. Am Ende ist also Häckels Ethik doch monistischer, als es am Anfang schien; auch sie kann mit einem richtig verstandenen Egoismus auskommen.

Dem entsprechend bedarf es nach Häckel auch gar nicht eines Sittengesetzes, das uns Beschränkung, Hingebung, Zurückstellung des eigenen Interesses gebietet. Unser Verhalten gegen andere wird durch eine viel elementarere und stärkere Macht bestimmt, durch die sozialen Instinkte, die wir als ein Erbe früherer Generationen überkommen haben. Damit scheint nun freilich für die Sache der Sittlichkeit in der menschlichen Gesellschaft in vollkommen ausreichender Weise, nämlich durch ein Naturgesetz selbst gesorgt. Aber mancherlei Fragen, die sich uns aufdrängen, lassen uns doch nicht so schnell zur Ruhe kommen. Wie kommt es, daß man auf die egoistischen Instinkte mit ziemlicher Sicherheit rechnen kann, während die sozialen, da, wo sie in Tätigkeit treten sollten, so häufig versagen? Sind vielleicht Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, charaktervolle Selbständigkeit doch keine einfachen Instinkte, sondern nur durch eine immer neu beginnende Erziehung und eine fortgesetzte Selbsterziehung zu erwerben? Wir möchten den Begriff eines sozialen Instinkts nicht ganz verwerfen. Aber trägt er so weit, wie Häckel meint, bis zur Liebe des Nächsten, auch des Fremden? Und erlaubt er, den Bestand der menschlichen Gesellschaft auf ihn zu gründen? Auch auf die recht naheliegende Frage, was dann geschehen soll, wenn die egoistischen und die sozialen Instinkte miteinander in Streit geraten, geht Häckel mit keinem Wort ein. Hätte er ihr weiter nachgedacht, so wäre vielleicht auch sein Urteil über die christliche Moral etwas anerkennender ausgefallen, das er am Schlusse des Kapitels abgibt. Denn das kann man doch nicht bestreiten, daß das Christentum das soziale Empfinden, das Gefühl der Solidarität, der Teilnahme für den Nächsten, der Hilfsbereitschaft gegenüber dem Notleidenden auf seinem Boden mächtig gefördert und die stärksten Motive dafür geboten hat. Aber dies hat es freilich unter der Voraussetzung getan, daß das soziale Pflichtgefühl nicht aus unserer Natur von selbst entspringt, sondern durch sittliche und religiöse Ideen begründet werden muß und daß eine Schulung unseres Willens dazu erforderlich ist.

Wir scheiden darum auch von Häckels ethischen Ausführungen mit dem Eindruck, daß der monistische Naturalismus, den er entwickelt, nicht imstande ist, der Menschheit hohe Ziele zu stecken und ihr den Antrieb zu ihrer Verfolgung zu geben. Auch sie kommt nicht über einen erweiterten Egoismus hinaus und überläßt es dem Instinkt, d. h. doch wohl der spontanen Neigung eines jeden, diesen Kreis so eng oder so weit zu ziehen, als sein Belieben und sein Nachdenken reicht. Damit sanktioniert sie aber doch nur das, was ohnehin geschieht. Erziehen kann eine Ethik nicht, die den Menschen in seinem sittlichen Verhalten dem natürlichen Trieb überläßt. Nur eine Ethik, die ein über dem Triebleben stehendes Gesetz kennt, kann den Menschen vorwärts und aufwärts führen.

Ich fasse zum Schluß die Kritik der naturalistischen Systeme in einige Sätze zusammen. Der Naturalismus ist keine selbständige und für sich ausreichende ethische Theorie. Er ist immer nur als Reaktion gegen ein idealistisches System aufgetreten. Als solche Korrektur verstanden hat er eine relative Wahrheit und ein begrenztes Recht. Unser sittliches Leben ruht auf der Natur. Unnatürliche Zustände in unserem gesellschaftlichen Leben, große soziale und wirtschaftliche Ungleichheit, Übersättigung und Luxus auf der einen, Mangel und sklavische Abhängigkeit auf der andern Seite gefährden auch das sittliche Leben. Darum ist z. B. Rousseau nicht mit Unrecht für Einfachheit, Wahrhaftigkeit und Ausgleichung der sozialen Unterschiede eingetreten. Um die Gesunderhaltung der natürlichen Grundlagen des sittlichen Lebens hat sich der Naturalismus unbestreitbare Verdienste erworben. Allein die Ziele unseres sittlichen Lebens liegen nicht auf dem Boden der Natur. Es sind darum auch alle Versuche des Naturalismus fehlgeschlagen, diese Ziele deutlich zu machen oder gar sie sicher zu begründen. Auf diesem Felde sind seine Ergebnisse durchaus negativer Art. Will er das sittliche Streben im Banne der Natur festhalten, so muß man auf ihn das Dichterwort anwenden:

„Du hast sie zertrümmert die schöne Welt!"

Seine Stärke liegt nur in der Kritik, nicht im Bauen. Wir wollen die Kritiker nicht verachten; auch wo sie ungerecht sind, kann man doch ein Körnchen Wahrheit bei ihnen finden. Aber höher stehen uns die bauenden Geister, die Verkündiger des Ideals, die Führer zum Ideal.

Zweite Vorlesung.

Der Utilitarismus.

Sein Verhältnis zum vorigen Standpunkt. — Seine Vertreter: Th. Hobbes, J. Bentham. — Fortbildung durch J. St. Mill. — Kritik.

Unsere erste Vorlesung hat sich mit dem Moralprinzip des Naturalismus beschäftigt. Wir konnten in seinem Losungswort: Zurück zur Natur! nur einen Grundsatz von negativer, einschränkender Bedeutung erkennen. Dem von der Kultur eingeengten und bedrückten Menschen zeigt dieser Ruf den Weg zu einem stillen, aber eng begrenzten Glück, das er entweder allein genießen muß oder doch nur mit wenigen teilen kann. Auch wenn der Naturalismus von einem „sozialen Instinkt" spricht, so blieb uns doch zweifelhaft, inwieweit man auf seine Leistungen zählen kann. Und wenn dieser Instinkt, wie das so oft geschieht, versagt, so fragten wir vergeblich nach einem Impuls, der ihn wachrufen und seine Kraft verstärken könnte.

Sollte ein solcher Antrieb nicht doch zu finden sein? Sollte es nicht möglich sein, dem natürlichen Glückstrieb ein weiter blickendes Auge einzusetzen und ihn so zu umfassenderen Leistungen zu befähigen? Wir brauchen diese Frage nur zu stellen, um sofort auch die Möglichkeit einer Antwort zu sehen. Der Mensch mag noch so sehr zur Natur gehören, er unterscheidet sich doch von anderen Naturwesen zum mindesten durch seinen Verstand. Macht ihm dieser technische Leistungen möglich, die weit über die eng gebundene tierische Kunstfertigkeit hinausgehen, warum sollte er nicht auch seiner inneren Lebensgestaltung und dem Verkehr mit seinesgleichen zu statten kommen? Reicht der naive, instinktmäßige Egoismus nicht aus, so wird vielleicht ein intelligenter Egoismus imstande sein, ein vollbefriedigendes Dasein aufzubauen.

Diesen Gedanken haben schon frühzeitig praktische, dem politischen Leben zugewandte Denker vertreten und in seine Konsequenzen entwickelt. Was die Politik im großen zu sein pflegt, die wohlberechnete Verfolgung der gemeinsamen Interessen des Volksganzen, das soll die Ethik im kleinen sein, eine Anweisung, das eigene Wohl mit der Umsicht und Vorsicht zu erstreben, die uns ein wohlgeschulter Verstand vorschreibt. Dabei geht

freilich mit dem naturalistischen Egoismus eine Wandlung vor. An die Stelle des augenblicklichen Genusses tritt der dauernde Vorteil, an die Stelle des raschen, vorübergehenden Erfolges der vielleicht spät kommende, aber bleibende, von der Gesellschaft genehmigte Nutzen. Von diesem beherrschenden Begriff des wohlberechneten Nutzens hat der Standpunkt, dem wir uns nunmehr zuwenden, den Namen des Utilitarismus empfangen. Er ist, auf den Grundtrieb gesehen, nichts anderes als eine Abart des Egoismus; aber er ist ein wirklich erweiterter, aufgeklärter, besonnener Egoismus. Der Utilitarismus denkt den Menschen keineswegs bloß von der Natur abhängig; er weiß, was die soziale Verflechtung der Handlungen für unser Wohl bedeutet. Aber er zeigt einen Weg, dieses gesellschaftliche Dasein so zu ordnen, daß aus dem Widerspiel der Interessen, wenn auch unter zeitweiligen Opfern, zuletzt der größtmögliche Nutzen für das Individuum hervorgeht. Er überläßt den Menschen nicht bloß seinen natürlichen Neigungen; er ruft ihn zu energischer Selbsttätigkeit auf. Aber er rechnet dabei nicht auf besondere und seltene Tugenden, sondern nur auf die gehörige Ausbildung der Intelligenz, ohne welche der Egoismus doch immer im Finstern tappen müßte und seines Erfolges nie dauernd froh werden könnte.

Das charakteristische Vorbild der ethischen Theorien, die in dieser Richtung gehen, ist die Lehre des englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588—1679). Nach ihm ist der Mensch von Hause aus Egoist. Er will ursprünglich nur den eigenen Nutzen. Zur Rücksichtnahme auf andere bestimmt ihn erst die Erfahrung, daß er in dem allgemeinen Wettkampf der Ansprüche Genossen bedarf, um seine Forderungen durchzusetzen. Diese verlangen aber auch ihrerseits eine Gegenleistung für die Unterstützung, die sie ihm leihen, da auch sie von Hause aus nur durch den Egoismus geleitet werden. So entstehen Verbindungen zu gegenseitiger Hilfeleistung. Sie organisiert der Staat im großen Maßstab, indem er für die Versicherung der Rechte, die er übernimmt, den Gehorsam der Bürger beansprucht. Schon diese Gesellschaftstheorie ist auf den Gedanken gebaut, daß das recht verstandene Eigeninteresse zu einer umfassenden Interessenverknüpfung führen müsse. Nicht weil der Mensch von Hause aus gesellige Neigungen hätte, tritt er in Gemeinschaft mit anderen, sondern weil sein aufgeklärter Egoismus es nützlich findet, mit jenen gemeinsame Sache zu machen. Dadurch erlangt er für den Augenblick in der Regel

weniger, als er erstrebt, aber sein Anteil an der gemeinsamen Beute ist ihm um so sicherer, und im Lauf der Jahre beziffert sich sein Gewinn höher, als wenn er sich mit vorübergehenden Augenblickserfolgen begnügt hätte. Der weiter blickende Egoismus legt sich Beschränkungen auf, die später als kluge Ersparnisse erscheinen, indem sie den Nutzen sichern und erhöhen.

Eine ausgeführte Theorie des Utilitarismus hat gegen Ende des 18. Jahrhunderts der englische Rechtsgelehrte Jeremias Bentham (1748—1832) geschaffen. Sein Absehen ist nicht auf die Begründung einer Privatmoral gerichtet, sondern auf die Entdeckung fester Prinzipien der Gesetzgebung. Die Frage nach der zweckmäßigen Gestaltung der Rechtspflege und des Strafvollzugs hat ihn lebenslang beschäftigt. Da er aber philosophisch zu Werke gehen will, schließt er sich nicht an eine der gangbaren Auffassungen des Rechts an, sondern untersucht von Grund aus die Gesetze des menschlichen Handelns. Er will in die Theorie des gesellschaftlichen Lebens ein einheitliches Maß einführen, das die Berechnung des menschlichen Verhaltens im kleinen wie im großen erlaubt. Er selbst beruft sich dafür auf das Muster der Physik. Eine Mechanik der Gesellschaft ist sein Ideal. Er hält es für möglich, die richtige Konstruktion der Gesellschaft ebenso genau zu berechnen, wie der Ingenieur die Tragfähigkeit einer Brücke nach physikalischen Gesetzen mit mathematischen Formeln bestimmt. Dann muß aber auch im sozialen Leben eine ebenso brauchbare letzte Einheit gefunden werden, wie sie die Physik in ihrer Lehre von den körperlichen Atomen und deren Kräften besitzt. Diese einfachsten Faktoren der sozialen Welt findet er in den Gefühlen der Lust und Unlust. Die Lust zu vermehren, die Unlust zu vermindern ist die einzige Aufgabe, welche Moral und Gesetzgebung verständigerweise haben können. Darin liegt der Maßstab für die Beurteilung der richtigen und der verkehrten Schritte im privaten wie im gesellschaftlichen Leben.

Klugerweise geht nun aber Bentham vom öffentlichen Leben und seiner Gesetzgebung aus.*) Denn hier ist der Satz, mit dem er beginnt, der allgemeinen Anerkennung sicherer als auf dem Boden der Moral, deren Ziel manche höher zu stecken gewohnt und geneigt sind. Das Prinzip aller Gesetzgebung ist das Glück

*) J. Bentham, Grundsätze der Zivil- und Kriminalgesetzgebung. Deutsch von Beneke. 1830.

des Ganzen oder der allgemeine Nutzen. Das besagt der alte Spruch: Salus populi suprema lex. Nutzen ist aber nur ein zusammenfassender Name für eine Summe von gegenwärtigen und künftigen Lustgefühlen, ebenso wie Schaden oder Übel eine Summe gegenwärtiger oder künftiger Unlustgefühle bezeichnet. Zwischen dem Nützlichen und dem Angenehmen ist nur ein Zeitunterschied; das Angenehme bringt für den Augenblick, das Nützliche dagegen dauernd Lust. Dabei soll indessen die Lust nicht bloß von sinnlicher Befriedigung verstanden werden, sondern auch die geistige mit befassen. Gewiß ein anerkennenswerter Satz, der Bentham über den ethischen Materialismus hinaushebt. Was wir vermissen, ist nur eine Angabe über das Wert- und Rangverhältnis der beiden Arten von Lust. Werden sie als gleichwertig nebeneinander gestellt, so entsteht doch leicht die Vorstellung ihrer wesentlichen Gleichartigkeit. Und da Bentham aus dem Gesichtspunkt des Staatsmanns urteilt, ist zu befürchten, daß er die sinnliche Lust als die allgemeiner geschätzte und begehrte auch vorzugsweise berücksichtigen wird. Ebendahin drängt aber auch das Gewicht, das er auf Exaktheit der Rechnung legt. Zwei wesentlich verschiedene Gewichtseinheiten müssen begreiflicherweise die Rechnung unsicher machen. Wir sind darauf vorbereitet, daß Bentham nur quantitative Unterschiede der Lust- und Unlustgefühle gelten lassen wird und daß darum der Unterschied geistiger und sinnlicher Befriedigung, obwohl theoretisch zugestanden, doch praktisch ohne Einfluß bleibt.

Man könnte nun geneigt sein, dieses Prinzip des Nutzens für die Politik gelten zu lassen. Gerade wer in der Moral das Moment der Gesinnung betont, wird nicht verlangen, daß die politische Ordnung die Bürger moralisch mache. Die Moralität muß von innen kommen, und nur, soweit sie ein Element des nationalen Gesamtlebens geworden ist, kann auch die Politik ihr Ausdruck geben. Die nächste Aufgabe der Regierung ist also, daß sie die Wohlfahrt der Gesamtheit zur Richtschnur nimmt. Allein Bentham begnügt sich damit nicht. Er führt ohne weiteres auch sittliche Begriffe auf das Prinzip des Nutzens zurück. Tugenden sind nach ihm Eigenschaften, die Lust zu bewirken geeignet sind; Laster solche, die überwiegend Unlust hervorrufen. Dagegen darf man nicht einwenden, daß doch der Tugendhafte oft genug sein Interesse seiner Pflicht zum Opfer bringe. Denn was in diesem Fall geschieht, ist — von Benthams Standpunkt

gesehen — nur die Aufopferung eines geringeren Interesses für ein wichtigeres. Die Ehrlichkeit läßt uns wohl einmal einen augenblicklichen Vorteil entgehen; aber sie bringt uns dafür einen bleibenden.

Überhaupt besteht für Bentham zwischen Politik und Moral kein grundsätzlicher Unterschied. Beide sind am Nutzen orientiert. Die Politik geht ihm nur im großen, die Moral im kleinen nach. Behauptet man darum, was politisch gut ist, könne zugleich moralisch schlecht sein, so ist dies gerade so verkehrt, wie wenn man sagte, die arithmetischen Regeln, die für die großen Zahlen gelten, seien für die kleinen ungültig. Bentham verdeutlicht dies an einem Beispiel. Aristides urteilt über einen Plan, den ihm Themistokles eröffnet hatte: der Plan des Themistokles ist sehr vorteilhaft, aber auch sehr ungerecht. Damit scheint er einen Gegensatz zwischen dem Nützlichen und dem Gerechten anzudeuten. Aber er hätte statt dessen auch sagen können: der Plan des Themistokles würde nützlich sein für einen Augenblick, aber schädlich für Jahrhunderte. Dann ist das Prinzip der Beurteilung einheitlich und die Rechnung einleuchtend; der vorübergehende Vorteil verschwindet gegenüber dem dauernden Nachteil.

Auch was man Pflicht nennt, beruht auf der Bemessung des überwiegenden Nutzens. Pflicht bezeichnet die gefühlsmäßige Schätzung eines höheren Interesses, dem das untergeordnete weichen muß. Alle sittliche Entscheidung beruht darum auf der Berechnung der Güter und Übel, die aus unserem Handeln entspringen werden. Und die allgemeinste sittliche Regel lautet — recht kaufmännisch —: Rechnet die guten und die üblen Wirkungen einer Handlung gegeneinander und entscheidet euch für diejenige, welche die größte Summe von Glück verspricht.

Um die Zulänglichkeit dieses Prinzips zu erweisen, geht Bentham die Pflichten durch, welche die gewöhnliche Moral unterscheidet. Hier begegnen uns zunächst die Pflichten gegen uns selbst. Sie zu ermitteln, ist einfach eine Sache der Klugheit. „Tue, was dir die größte Summe von Lust und das geringste Maß von Unlust schafft" —, lautet die Regel der Lebensklugheit. Die Pflichten gegen andere sind teils negativ, indem sie fordern, niemandem zu schaden; ihr Prinzip können wir als Rechtschaffenheit bezeichnen; teils fordern sie positiv das Wohltun gegenüber dem Nächsten. Was uns dazu verpflichtet, ist wiederum

nichts anderes als unser wohlverstandenes Interesse. Handeln wir nämlich anders, so berauben wir uns immer der Lust, die reines Wohlwollen erzeugt, und in manchen Fällen verwunden wir uns indirekt selbst, indem wir mit unseren geschädigten Verwandten und Freunden leiden oder unsern guten Ruf gefährden. Wären darum die Menschen nur einsichtig genug, so würden sie den Zusammenhang des moralischen Handelns mit ihrem eigenen Interesse begreifen, den weniger Einsichtsvollen müssen freilich noch andere Motive zu Hilfe kommen.

Zu den interessantesten Partien der Ethik Benthams gehört seine Zusammenstellung der Beweggründe des richtigen Verhaltens in moralischer und politischer Hinsicht. Es ist dies seine Lehre von der vierfachen Sanktion der Gesetze. Die erste und grundlegende ist die natürliche. Sie besteht in den Gefühlen der Lust und Unlust, die sich ohne fremdes Zutun im Einzelnen entwickeln und sein Handeln leiten. Die zweite ist die moralische (genauer würde man sie als die gesellschaftliche bezeichnen können); sie beruht auf den Gefühlen, die andere Einzelpersonen in uns hervorrufen, indem sie uns je nach unserem Verhalten Achtung und Freundschaft oder Verachtung und Haß erzeigen. Die dritte Sanktion ist die politische. Sie besteht in obrigkeitlich verhängten Vorteilen oder Nachteilen, also namentlich im System der Rechtsstrafen. Die vierte, die religiöse, beruht auf den Verheißungen und Drohungen, welche die Religion mit dem sittlichen Verhalten verknüpft. Das sind nach Benthams Ausdruck die vier „Hebel", welche die „Mechanik des menschlichen Herzens" regulieren. Wirken sie in gleicher Richtung zusammen, dann wird ihre Kraft vervielfacht; treten sie dagegen wider einander, so erzeugen sie Unsicherheit und Verwirrung. Sie können aber sehr wohl zusammenwirken, denn ihr Prinzip ist das gleiche. Sie stellen alle eine Verknüpfung bestimmter Handlungen mit Lust- und Unlustgefühlen her. Sie gehen darum alle auf die natürliche Sanktion zurück und brauchen nur mit ihr in Übereinstimmung erhalten zu werden. Normalerweise wird darum diese vierfache Sanktion durch ein einheitliches Prinzip beherrscht: Strebe nach dem Maximum von Lust.

Ist so das Streben nach Lust das einzige Gesetz des menschlichen Wohlverhaltens, so kommt alles darauf an, die Quantität der Lustempfindung richtig zu berechnen, die sich mit einer Handlung verknüpft. Auf die Bestimmung der Faktoren dieser Rechnung

hat Bentham viel Nachdenken verwendet. Zunächst ist die Größe einer Lustempfindung von vier Momenten abhängig: 1) ihrer Intensität. Wer z. B. den Zucker liebt, wird ein Getränk, in dem ein großes Quantum desselben aufgelöst ist, einem solchen vorziehen, das nur ein Atom Zucker enthält. 2) Ihrer zeitlichen Dauer: der Gefangene, der für eine halbe Stunde aus seiner Zelle ins Freie gehen darf, wird sich wünschen, daß es viele Stunden sein möchten. 3) Ihrer Gewißheit: wird uns eine erwünschte Gabe zugesagt, so breitet die Unsicherheit der Erfüllung doch immer einen Schleier über unsere Freude, der sich nur dann lichtet, wenn wir der Verwirklichung ganz sicher zu sein glauben. 4) Ihrer Nähe: der Sperling in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach, denn die Entfernung in Zeit und Raum vermindert zugleich die Sicherheit der Erlangung des Guts.

Die genannten vier sind gewissermaßen die primären Faktoren des Lustgefühls. (Von der Unlust gilt formell ganz dasselbe.) Nun treten aber zu ihnen noch sekundäre Momente, wenn wir die Verbindung der Lustgefühle untereinander hinzunehmen. Dahin gehört 5) die Fruchtbarkeit. Es gibt Lustempfindungen, die isoliert bleiben, und solche, die sich ihrer Natur nach mit anderen verflechten. So kann eine schöne Landschaft mich zwar ästhetisch befriedigen, aber nicht zugleich sättigen, während ich mir für Geld beides verschaffen kann, die Gelegenheit zur Reise und zur Stillung des Hungers. Weiter 6) die Reinheit der Lustempfindung d. h. ihre Ungemischtheit. Die mit Furcht gemischte Hoffnung schätzen wir weniger hoch als die reine und ungetrübte Erwartung eines Glücks. Endlich folgt 7) noch ein sehr bedeutsames Moment, nämlich die Ausbreitung der Lust. Das Wohl einer Familie ist mehr als das Glück eines Einzelwesens, und das Wohl eines Volks steht noch über dem Familienglück. Die Reflexion auf die Ausbreitung des Wohlergehens hat auch die zusammenfassende Formulierung des Benthamschen Prinzips bestimmt. Die oberste leitende Idee in Moral und Politik ist nach ihm das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl oder „die Maximation der Glückseligkeit".

Diese Formel ist freilich trotz ihres schönen Klangs nicht so leicht in die Praxis umzusetzen. Intensität und Extension treten nur zu oft in Gegensatz, und dann entsteht die schwere Wahl, die uns oft in Verlegenheit setzt, ob die Größe der Portionen oder die Zahl der Teilnehmer vermindert werden soll.

Diese Schwierigkeit entsteht namentlich dann, wenn man den materiellen Besitz als die eigentliche Basis des Glücks betrachtet. Materielle Güter haben die unangenehme Eigenschaft, daß sie die Verteilung auf viele nur um den Preis einer Verminderung der Anteile gestatten. Geistige Güter dagegen — Fertigkeiten, Kenntnisse, Bildung — haben den Vorzug, daß sie durch die Teilnahme einer großen Zahl nicht verkleinert, sondern im Gegenteil gesteigert werden. Offenbar ein Zeichen davon, daß sie von einer durchaus anderen Beschaffenheit sind als ökonomische Werte. Es ergibt sich aber daraus deutlich die Unmöglichkeit des Benthamschen Unternehmens, Nationalökonomie, Rechtspflege und Moral auf eine gemeinsame Formel zu bringen.

Aber auch noch in anderer Hinsicht muß dieser Ausgang der Benthamschen Rechnung Bedenken erwecken. Wir sollten bisher die Annahme machen, das wohlverstandene egoistische Interesse des Idividuums weise von selbst in die Richtung des Gesamtwohls. Nun läßt sich aus dem aufgeklärten Egoismus allerdings ableiten, daß wir die stärkere, dauerndere, gewissere, nähere, fruchtbarere und reinere Lust der schwächeren, vergänglicheren, ungewisseren, entfernteren, unfruchtbareren und gemischteren vorzuziehen haben. Welches Interesse dagegen der konsequente Egoist daran nehmen soll, daß möglichst viele andere eben so glücklich sind wie er, ist nicht einzusehen. Und noch weniger begreift man, wie ein aufgeklärter Egoist dazu kommen sollte, lieber selbst etwas entbehren zu wollen als andere Mangel leiden zu sehen. Hier muß doch wohl noch mit einem andern Grundelement der menschlichen Seele gerechnet sein als mit dem bloßen Egoismus. Es muß neben dem Eigeninteresse ein *angeborenes Sympathiegefühl* oder eine dem Menschen tief eingepflanzte *soziale Neigung* geben. Fehlt dieser innere Antrieb, dann könnte nur der eiserne Zwang der Gesetzgebung den Egoismus in diese ihm gänzlich fremde Bahn treiben. Allein damit wäre dann wieder der Einklang der vierfachen Sanktion verletzt, auf den Bentham so großen Wert legt. Wir stehen bei dem letzten Wort dieser Moral, das uns die Ausbreitung der Lust anbefiehlt, auf einem völlig anderen Boden als bei ihrem ersten Wort, das die Schätzung ihrer Intensität guthieß.

Bentham hat sich noch weiter um die Auffindung der Faktoren bemüht, welche die Empfindung der Lustwerte bestimmen. Er hat dabei Temperament und körperliche Gesundheit, Erziehung

und Bildung, Geschlecht und Alter, Energie und Charakter und vieles andere mit in Anschlag gebracht. Für sein Unternehmen, eine rechnungsmäßige, feste Grundlage der Gesetzgebung und Rechtspflege zu schaffen, ist das ohne Zweifel bedeutsam. Für seine ethische Theorie bietet es dagegen nur geringes Interesse. Wir unterlassen es darum, ihm auf dieses Gebiet weiter zu folgen, und wenden uns zur Beurteilung seiner Grundanschauung.

Wir sind hier in der Lage, die Geschichte selbst reden zu lassen. Einer der überzeugtesten Schüler Benthams war *John Stuart Mill* (1806—1873), ein Mann, in dem sich philosophisches Interesse mit reicher volkswirtschaftlicher und politischer Erfahrung verband. Er begrüßte Benthams Lehrbuch über die Gesetzgebung als das erste nicht dogmatisch begründete, sondern auf evidente Prinzipien gebaute System der Moral und Politik. Das Utilitätsprinzip gilt ihm geradezu als eine neue Religion. Er begründet mit einigen Freunden eine philosophische Gesellschaft, die zuerst den Namen „Utilitarier" in Kurs bringt. Aber er ist von dieser unbedingten Hochschätzung Benthams, der ihm als Freund seines Vaters James Mill auch persönlich nahe stand, bald zurückgekommen. Er erzählt in seiner Selbstbiographie*), er habe sich gefragt, ob die Durchführung aller der von Bentham angeregten Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes wirkliche Befriedigung schaffen könne, und er habe diese Frage verneinen müssen. Ein *bequemes* Dasein könne auf diese Weise wohl begründet werden, aber kein *innerlich wertvolles* Leben. Und nun habe er sich, angeregt von Carlyle, Coleridge, Wordsworth (den Vertretern eines romantischen Idealismus) eine andere Lebensphilosophie gebildet.

Die Grundidee dieses neuen Standpunktes ist folgende. Das Glück darf nicht als das Ziel des menschlichen Daseins betrachtet werden. Wenn wir es um jeden Preis suchen, dann flieht es uns. Es ist nur eine Zugabe zu unserer Lebensarbeit und stellt sich gerade dann ein, wenn wir, von uns selbst absehend, ein ideales Ziel verfolgen. Wer redlich für andere arbeitet, sich künstlerischer oder wissenschaftlicher Tätigkeit widmet, der findet es unterwegs. Damit ist das Benthamsche Prinzip grundsätzlich verlassen. Nicht im unmittelbaren Gefühlswert einer Handlung

*) *John Stuart Mills Selbstbiographie. Aus dem Englischen von Karl Kolb 1874.*

besteht ihr ethischer Gehalt, sondern in dem objektiven Wert, der ihr als einem Stück menschlicher Bestimmung zukommt. Der wirkliche Gehalt unseres Lebens liegt in der Lösung unserer Aufgabe, nicht in den wechselnden Gefühlszuständen, durch die es uns hindurchführt. Und die wahre Befriedigung ist nur der Abglanz, den eine große Sache auf die Person dessen zurückwirft, der ihr dient.

Die Selbstbiographie Mills läßt freilich zweifelhaft, ob diese Wandlung in seiner Denkweise nur eine Episode oder endgültig war. Er hat später in manchem wieder günstiger über Bentham geurteilt; aber für zureichend hat er dessen Lebensphilosophie fortan doch nicht mehr halten können. Er findet sie kalt, mechanisch, schwunglos. Über den Standpunkt welterfahrener Klugheit und äußerlicher Rechtschaffenheit führe sie nicht hinaus. Sie rechne bloß mit dem persönlichen Interesse und erweitere dieses durch die Rücksicht auf den guten Ruf. Das ideale Streben nach Vollkommenheit und die Tatsache des Gewissens bleiben unbeachtet. Von den menschlichen Interessen werden im Grunde nur die materiellen gewürdigt. Selbsterziehung und Zucht des Willens spielen bei Bentham keine Rolle. Auch für die Güter des nationalen Geisteslebens zeige er wenig Verständnis. Poesie, Schönheit, Harmonie, die Werte des Gefühls und der Einbildungskraft seien ihm gleichgültig. So habe Bentham im Grunde nur zu zeigen vermocht, wie der geschäftliche Teil des gesellschaftlichen Lebens zu ordnen sei. Er sei groß nur als Politiker, höchst einseitig dagegen als Moralphilosoph.

Mills eigene Moraltheorie strebt darum über den Utilitarismus hinauszukommen, indem sie dem Wohlfahrtsprinzip das der Vervollkommnung des Einzelnen und der Menschheit an die Seite stellt. Ursprünglich bestimmt auch nach ihm die Lust das menschliche Handeln. Allein bei wachsender Kraft der Intelligenz erhöht sich der Maßstab, an dem wir uns und unser Verhalten messen. Objektive Zwecke, die wir als notwendige Ziele unseres Strebens anerkennen müssen, treten in unser Bewußtsein, und mit ihnen verknüpfen sich Freuden höherer Art. Die geistige Lust, die von der sinnlichen qualitativ verschieden ist, gewinnt den Vorrang. Sie bezieht sich nicht bloß auf den Zustand des Handelnden, sie haftet an der Zweckvorstellung selbst. Wohlfahrt ist darum nur das eine Prinzip des menschlichen Handelns; es regiert die untere Sphäre unseres Daseins. Ihm tritt zur Seite

der geistige Fortschritt, der sich in der Geschichte vollzieht und der zur Lebenserhöhung des Einzelnen und der Gattung führt. Das Prinzip der Vollkommenheit regiert die obere Sphäre des Menschheitslebens. Damit ist der Utilitarismus als unzulänglich verurteilt.

Wir haben als Vertreter des Utilitarismus ausschließlich englische Moralisten zum Worte kommen lassen. Es entspricht dies der Tatsache, daß gerade in England diese Denkweise ihre klassische Ausprägung empfangen hat. Freilich wäre die Meinung ebenso verkehrt, jene Anschauung hätte zu irgendeiner Zeit dort ausschließlich geherrscht — schon die Erinnerung an den bereits erwähnten originellen Denker Thomas Carlyle (1795—1881), in dem sich schottischer Puritanismus und deutscher Idealismus in eigentümlicher Weise mischen, kann dies widerlegen — wie die andere Meinung falsch wäre, der Utilitarismus sei auf die Länder englischer Zunge beschränkt geblieben. Man darf wohl sagen, daß er bis auf den heutigen Tag bei einer breiten Schicht unserer Gebildeten, namentlich bei den Männern der politischen und volkswirtschaftlichen Praxis, lebhafte Sympathien genießt. Die Gründe dafür sind nicht schwer einzusehen. Er vermeidet es, komplizierte, spekulative oder gar transzendente Voraussetzungen zu machen, baut auf die Grundlagen der allgemeinsten Erfahrung und schreitet von hier aus auf dem Wege rein verstandesmäßiger Folgerung fort. Er ist ein mit sehr wenigen wissenschaftlichen Zutaten versetztes System der Lebensklugheit, das für die Berechnung des durchschnittlich zu erwartenden menschlichen Verhaltens schätzbare Dienste leisten mag. Vor allzuschwere Aufgaben darf man diese utilitaristische Denkweise freilich nicht stellen. Für Taten des sittlichen Heroismus reicht ihr Maßstab nicht aus und eine allzustrenge Zucht an der menschlichen Bequemlichkeit zu üben, ist sie nicht geeignet. Sie lehrt den Menschen wohl etwas weiter hinaus, aber nicht höher hinauf zu blicken. In der wissenschaftlichen Moralphilosophie ist denn auch ihre Rolle so ziemlich ausgespielt, aus Gründen, die uns nachher noch beschäftigen müssen.

Immerhin ist der praktische Einfluß des Utilitarismus zur Zeit noch groß genug, um uns zu einer abschließenden Erwägung seiner Mängel und Schranken zu veranlassen. Manche derselben sind schon von Mill gut hervorgehoben worden. Zunächst liegt seine Schwäche darin, daß er die Arbeit für das Gemeinwohl als bloße Erweiterung des egoistischen Glücksstrebens begreifen zu können meint. Allein wir täuschen uns selbst, wenn wir glauben,

die beiden Formen des Gemeinsinns, Gerechtigkeit und Liebe, ließen sich aus egoistischen Motiven ableiten. Die Gerechtigkeit fordert ein unbedingt gegenseitiges Pflichtverhältnis aller Individuen, die unter sich in Verkehr treten. Der Egoismus kann sich dieser Forderung mit dem Vorbehalt anpassen, daß der Gewinn aus den gegenseitigen Beziehungen dem eigenen Ich zugute kommt. Damit statuiert er aber zwischen Ich und Du ein grundsätzlich ungleiches Verhältnis. Zweck ist immer nur das Ich, das Du ist grundsätzlich bloßes Mittel, um die Ansprüche des ersteren durchzusetzen. Und alle zeitweilige Selbstbeschränkung und Rücksichtnahme ist nur der Weg, von dem andern alles dem Ich Erwünschte zu erreichen. Die Idee der Gerechtigkeit kann nur dann folgerichtig zur Durchführung kommen, wenn wir uns entschließen, den Ich-Standpunkt zu verlassen und uns auf eine Höhe zu erheben, von der aus wir das Ich und das Du gewissermaßen unter demselben Winkel sehen. Diesen höheren Standpunkt hat Bentham vorübergehend einzunehmen versucht, wenn er uns ein Interesse an dem Glück möglichst vieler zumutete. Aber er hat dabei den Boden unter den Füßen verloren, auf dem er anfangs zu stehen vorgab. Dieser Ausgang seiner moralischen Reflexion macht gewiß seinem Herzen Ehre, aber seiner Theorie gibt er den Todesstoß. Aristides — um in Benthams Beispiel zu reden — wußte sehr wohl, was er sagte, wenn er einen Plan als vorteilhaft aber ungerecht bezeichnete. Er meinte mit der Ungerechtigkeit nicht einen von der Zukunft zu befürchtenden Schaden, sondern den Verstoß gegen die unverbrüchliche Ordnung wirklicher Gemeinschaft, der auch dann verwerflich bleiben müßte, wenn er sich an dem Übertreter nicht rächen sollte.

Noch weniger als die Gerechtigkeit läßt sich aber die Liebe auf eine bloße Interessenversicherung durch teilweise Zugeständnisse zurückführen. Sie setzt in der menschlichen Persönlichkeit die Fähigkeit voraus, sich mit einer anderen Persönlichkeit geistig zu identifizieren. Dem Egoismus muß dies notwendig als ein höchst gefährliches Wagnis erscheinen, als dessen Ende er nur den Untergang des Ich vorhersehen kann. Der Mensch, der es aber wagt, unter Zurücklassung seines Egoismus mit einem Du eins zu werden, findet, daß er dabei keinen Schaden nimmt, sondern eine höhere und reichere Existenz gewinnt.

Daraus geht aber hervor, daß der Utilitarismus bei all seiner vielgerühmten Menschenkenntnis doch nur die unteren Stufen des Seelenlebens kennt, die bis zur Pforte der Sittlichkeit emporführen. Diese selbst zu öffnen und ihre Schwelle zu überschreiten ist er nicht imstande. Er sieht im Menschen ein Naturwesen, das vermittelst seiner Intelligenz seine natürlichen Fähigkeiten weiter ausdehnen kann als seine Mitgeschöpfe; von einer inneren Bereicherung seiner Seele, die in spezifisch menschlichen Anliegen und Aufgaben zum Ausdruck käme, weiß er nichts. Der ungeheure Stufenunterschied des physischen und des geistigen Daseins entgeht seiner Aufmerksamkeit. Dafür ist es charakteristisch, wie Bentham zwar von geistiger Lust und Unlust spricht, aber doch unter der Hand ihren Unterschied von der sinnlichen Lust und Unlust aufhebt, indem er beide mit demselben Maßstab mißt und denselben Gesetzen unterwirft. Damit hat er sich das Verständnis jener höchsten Erscheinungen des menschlichen Lebens unmöglich gemacht, in denen sittliches Heldentum über Schmerzen und Leiden triumphiert, ja selbst das Opfer der sinnlichen Existenz für Gewinn achtet um des Gutes willen, das damit erkauft wird.

Nun könnte man immer noch sagen: es mag wohl sein, daß der Utilitarismus für außergewöhnliche Lagen nicht zureicht und darum der Ergänzung durch ein anderes, höheres Prinzip bedarf, aber für den moralischen Hausgebrauch ist er doch ausreichend. Er heißt uns bei allem Tun die Folgen bedenken, und wie vieles Verkehrte würde unterbleiben, wenn dies immer geschähe! Allein gerade dieses bescheidene Lob legt unsern Blicken den wundesten Punkt der utilitaristischen Lehre bloß. Können wir denn unser sittliches Leben darauf einstellen, daß wir die Folgen unserer Handlungen zu berechnen vermögen? Ich will mich nicht dabei aufhalten, zu zeigen, wie schlecht uns diese Berechnung oft gelingt. Angenommen, wir wären alle gute Rechner, menschenkundige und weitblickende Beobachter der großen und kleinen Welt, wir verständen es meisterhaft, Gefahren auszuweichen, Konflikte zu vermeiden, Gelegenheiten auszunützen und unsere Ziele zu erreichen; was wäre mit dem allem für unsern Charakter, unsere Seelengröße, für den Wert unserer Lebensarbeit bewiesen? Wo ist je ein Mensch durch Bücken, Schmiegen und Ausweichen stark und selbständig geworden? Wo ist je eine weltgeschichtliche Tat durch Anpassung an die Umstände und nach einem ausgerechneten Programm zustande gekommen? Aller sittliche Ernst beruht darauf, daß wir uns selber treu sind und vor keiner Schwierigkeit zurückweichen. Jede klärende und fördernde Tat ist ein Wagnis, dessen

Ausgang ungewiß scheint und dessen Erfolg oft sehr weit von dem abliegt, was der Handelnde sich zunächst gedacht hat. Eine Ethik, die den Menschen stark machen will, darf ihn nicht auf die sorgsame Erwägung der Folgen verpflichten. Sie erzieht sonst nicht zum Handeln, sondern zum Grübeln. Hier kann uns nur eine Lehre weiterhelfen, für die es ein inneres Kriterium des Guten gibt, ein von Gunst oder Ungunst der Umstände unabhängiges Merkmal des rechten Verhaltens. Das Gewissen ist nach dem, was es in der Geschichte geleistet hat, doch kein leerer Wahn, den die Moralphilosophie zu verachten berechtigt wäre. Mag man den Rätseln dieser Erscheinung mit den Mitteln einer schärferen Psychologie nachgehen, das Gewissen einfach außer Kurs setzen, ist eine bedenkliche Auskunft. Und die Verweisung auf die Berechnung der möglichen Folgen ist ein schlechter Ersatz für das, was wir mit jener unmittelbaren Norm verlieren.

Damit wollen wir natürlich nicht ein gedankenloses Handeln in Schutz nehmen. Die Augen unseres Geistes sollen wir auch in sittlichen Dingen gebrauchen. Mögen wir darum immerhin jede Art von Lebensklugheit in uns entwickeln. Ohne sie wird auch der beste Wille den rechten Weg nicht zu finden vermögen. Aber darüber müssen wir uns klar sein, daß Lebensklugheit noch nicht sittliche Gesinnung und noch nicht Lebensweisheit ist. Über die Schwelle des Sittlichen führt uns nicht der Verstand, sondern nur die Empfänglichkeit für die geistigen Werte und der Wille, der sie mit festem Entschluß ergreift, um ihnen unerschütterlich Treue zu halten.

Es ist indessen nicht nur diese Unzulänglichkeit der Nützlichkeitslehre, was sie in der wissenschaftlichen Ethik mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat. Die eigentliche Ursache ihres Verfalls liegt darin, daß sie für den beherrschenden Gedanken des modernen wissenschaftlichen Lebens keine Stelle hat, für den Entwicklungsgedanken. Bentham rechnet mit einer unveränderlichen Summe von Merkmalen, welche die Natur des Menschen ausmachen. Wer einen kennt, kennt alle, und was in einem Zeitalter das menschliche Streben leitet, übt in gleicher Weise seinen Einfluß auch in jedem andern. Dem gegenüber hat bereits Mill einen Entwicklungsfortschritt der Menschheit angenommen in dem Sinne einer wachsenden Hochschätzung geistiger Werte und zugleich dem bestimmenden Einfluß führender Persönlichkeiten auf die sittliche Anschauung ihrer Umgebung Rechnung getragen. Inzwischen hat man auf Grund eines viel reicheren Tatsachenmaterials die ethischen Anschauungen durch den Begriff der Entwicklung zu beleuchten unternommen.

Der Mensch ist keine unveränderliche Größe. In die Kette der Generationen eingereiht, steht er zwischen einer Vergangenheit, die ihn bestimmt, und einer Zukunft, die er bestimmen soll. Er empfängt die Voraussetzungen wie die Aufgaben seiner Betätigung durch die Geschichte. Wie sich für den Einzelnen die sittlichen Forderungen mit der erreichten Altersstufe verändern, so modifizieren sie sich auch für die Gemeinschaften, für Klassen, Völker und Zeitalter je nach der Lage des politischen, sozialen, kulturellen Zustandes. Sollten wir dies bei unserer sittlichen Orientierung außer acht lassen, uns auf einen allezeit gleichen Pflichtenkreis einschränken dürfen? Der Mensch an sich ist eine geschichtslose Abstraktion. Er existiert nur als eine durch Individualität und geschichtliche Lage bestimmt Größe. Er ist ein Durchgangspunkt zwischen dem Menschen, der gewesen ist, und dem Menschen, der sein wird.

Hinter dieser naheliegenden Erinnerung an geschichtliche Wandlungen steht aber für viele, die den Entwicklungsgedanken mit Begeisterung ergriffen haben, noch eine größere Perspektive. Sie sehen alles Leben auf unserer Erde durch eine stetige Entwicklungsreihe verknüpft. Was der Mensch an Anlagen, Trieben, Fertigkeiten in sich vorfindet, das ist das Ergebnis einer Übung, die sich bis zu den höheren und niederen Tieren zurückverfolgen läßt. Familiensinn und Arbeitsteilung, Gewissen und Sprache werden uns in untermenschlichen Vorstufen aufgewiesen. Der Mensch gilt nur als Fortsetzer eines durch lange Zeiträume und über zahllose Stufen emporsteigenden Lebensprozesses. Nichts erscheint einfacher als die Beantwortung der alten Frage nach dem Sinn des Lebens. Die zurückgelegten Stufen können ihn uns lehren. Aus ihnen läßt sich das Gesetz erkennen, das die künftigen Schritte beherrschen wird. Und nichts erscheint gewisser als der Blick in eine größere Zukunft, in der das Leben neue Triumphe feiern wird über die Hemmnisse, die sich ihm entgegenstellen und am Ende doch nur seiner Bereicherung und Stärkung dienen werden.

Wir kennen alle den Zauber, den der Entwicklungsgedanke zu üben vermag. Allein gerade bei Zauberworten gilt es, vorsichtig zu sein, um nicht zu trügerischen Hoffnungen verleitet zu

werden. Wir werden darum genau zusehen müssen, wie weit der Dienst reicht, den der Evolutionismus der sittlichen Lebensanschauung zu leisten vermag. Zunächst aber dürfen wir wohl so viel sagen, daß die Verdrängung des Nützlichkeitsstandpunktes durch den Entwicklungsgedanken einen unleugbaren Fortschritt bedeutet. Die engen und kleinlichen Erwägungen der Lust und des individuellen Vorteils verschwinden hinter uns. Wir gewinnen den Ausblick auf eine umfassende Bewegung, in der der einzelne Mensch mit seinen Freuden und Leiden zurücktritt. Die Höherbildung der Menschheit, ob auch unter Kämpfen und Schmerzen, ist das lockende Ziel. Alle Kräfte werden zum mutigen Vorwärtsstreben aufgerufen. Läßt sich auf den Entwicklungsgedanken eine Lebensanschauung gründen, die Zuversicht und Kraft verleiht und uns hohe Ziele schauen läßt? Das wird die Frage sein, die uns weiter zu beschäftigen hat.

Dritte Vorlesung.

Der Evolutionismus.

Die Wurzeln des Entwicklungsgedankens. — Seine Anwendung auf Natur und Geschichte. — Herbert Spencers evolutionistische Ethik. — Schranken dieser Denkweise. — W. Wundts historischer Evolutionismus.

Wir haben im Utilitarismus eine Erweiterung der naturalistischen Ethik kennen gelernt. Ohne die Voraussetzung zu verlassen, daß das menschliche Handeln die Verwirklichung des individuellen, egoistischen Wohls zum Zweck habe und haben müsse, suchte er durch die Reflexion auf die Zukunft und auf die Gegenwirkung der Gesellschaft die Erreichung dieses Zwecks sicher zu stellen. Er konnte es damit freilich nur zu einer engherzigen Lebensklugheit bringen, nicht aber ein auf große Ziele gerichtetes und von Begeisterung getragenes Handeln erzeugen und stützen.

Weiter verspricht uns der Evolutionismus zu führen, der in der Natur des Menschen selbst ein Prinzip des Fortschritts, des Vorwärtsstrebens und Aufwärtsringens annimmt. Indem er so die Natur bereichert und vertieft, schafft er dem Naturalismus eine neue, günstigere Position. Denkt man die Entwicklung so umfassend, daß sie auch die fernsten und höchsten Ziele mit umschließt, so scheint für einen erhöhten Standort, wie ihn der Idealismus behauptet, kein Bedürfnis mehr übrig zu bleiben. Gleichzeitig aber kann der evolutionistische Naturalismus auf die breite und sichere Grundlage natürlicher Antriebe verweisen, auf welcher er das Gebäude der menschlichen Lebensaufgaben errichtet, während der Idealismus doch stets auf eine Anspannung des Willens rechnen muß, die sich nicht allzuhäufig unter den Menschen findet.

Der Entwicklungsgedanke spielt heute auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Arbeit eine so maßgebende Rolle, daß wir uns kaum mehr vorstellen können, es sei dies jemals anders gewesen. Und doch kann man von einer ernstlichen Beschäftigung mit diesem Gedanken erst seit dem Ende des 18., von seiner Herrschaft erst seit den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts reden. Man hat zwar schon sehr viel früher von einem unaufhörlichen Fluß der Dinge, einem fortgehenden Strom der Veränderung in der Welt gesprochen; aber man hat diese Veränderung nicht in dem

bestimmten Sinne der Entwicklung, der Höherbildung vorgestellt, und man hat nicht daran gedacht, die Stufenreihe der organischen Wesen oder der geschichtlichen Zustände als das Ergebnis einer notwendigen Entwicklung aufzufassen.

Die Aufklärung dachte zwar nicht gering von dem intellektuellen und moralischen Fortschritt der Menschheit, den sie selbst nach Kräften zu fördern bemüht war. Aber sie zweifelte doch nicht daran, daß der objektive Weltbestand in feste, unüberschreitbare Grenzen eingeschlossen sei. Auch Leibniz steht trotz des Gebrauchs, den er vom Begriff der Entwicklung macht, doch ganz auf diesem Boden. Die einfachen Kraftmittelpunkte (Monaden), die nach ihm die letzten Elemente der Wirklichkeit bilden, erfahren allerdings eine Evolution, die sie emporhebt und ihre Kraft steigert; aber ihr steht eine Involution, eine Rückbildung, gegenüber, und beide zusammen dienen dazu, die Welt in wesentlicher Stabilität zu erhalten. Kühner hat Herder den Gedanken einer von der Pflanze bis zum Menschen aufsteigenden organischen Formenreihe ausgesprochen und keine Bedenken getragen, die Geschichte mit der Natur zur Einheit eines umfassenden Weltdramas zu verknüpfen. Allein Kant hat solche „gewagten Abenteuer der Vernunft" mehr geistreich als zuverlässig gefunden und mit kritischer Vorsicht darauf gedrungen, daß das Reich der sittlichen Freiheit mit naturphilosophischen Hypothesen unbehelligt bleibe.*)

In bestechender, aber nicht auf die Dauer überzeugender Gestalt hat Hegel den Entwicklungsgedanken zur Geltung gebracht. Ihm ist die Welt das Werk und Abbild der Vernunft; sie wiederholt in ihren aufeinanderfolgenden Stufen den gesetzmäßigen Prozeß des Denkens. Das absolute Denken erzeugt seinen Gegensatz, die Natur, um dann aus dieser Entgegensetzung in logisch notwendigem Fortschritt zur Einheit mit sich selbst zurückzukehren. Diese idealistische Entwicklungslehre hatte von vornherein ein näheres Verhältnis zur Geschichte als zur Natur. Sie hat darum vorzugsweise auf die historischen Wissenschaften anregend gewirkt, wenn schon auch hier die Erfahrung nicht ausbleiben konnte, daß der tatsächliche Gang der Geschichte nicht immer den Vorschriften der Hegelschen Logik gemäß war. Die

*) Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie V⁴, S. 250 ff. Vgl. auch Überweg-Heinze, Geschichte der Philosophie, 8. Aufl. III, 1. S. 323 f.

Naturwissenschaft hat sich wenig um diesen Anspruch der konstruierenden Vernunft gekümmert; sie ist vielmehr auf ihrem Weg der Induktion und des Experiments erfolgreich vorwärts geschritten.

Die entscheidende Wendung, die den Entwicklungsgedanken zur führenden Rolle im modernen Denken emporhob, ist jedoch erst durch die naturwissenschaftlichen Arbeiten Darwins herbeigeführt worden. Auf die Veränderungen gestützt, welche die künstliche Züchtung bei Pflanzen und Tieren hervorbringt, wagte er die Vermutung, daß ein ähnliches Prinzip der Auslese auch in der Natur selbst wirksam sein möge. Eine in diesem Sinne wirkende Natureinrichtung ließ sich auch vorstellig machen, sobald man annahm, daß die Menge der verfügbaren Nahrung mit der Vermehrung der auf sie angewiesenen tierischen Individuen nicht gleichen Schritt hält. Dann mußte unter diesen ein Kampf entstehen, in dem die besser ausgerüsteten siegten, während die ungünstiger ausgestatteten dem Untergang geweiht waren. Dachte man sich nun die jedesmal erworbenen vorteilhaften Eigenschaften durch Vererbung befestigt, durch neuen Daseinskampf gesteigert und etwa noch durch zufällige Variationen der Nachkommenschaft begünstigt, so war die fortgehende Entwicklung der organischen Wesen zu höherer Leistungsfähigkeit das unausbleibliche Ergebnis.

Was diese Hypothese besonders empfehlen mußte, das war die Einfachheit der Mittel, von denen sie den Fortschritt herleitete. Absichtslos wirkende Ursachen führten von selbst und unausbleiblich zu einer fortgehenden Lebenssteigerung auf unserer Erde. Mochte man auch die Zulänglichkeit der von Darwin selbst aufgestellten Erklärungsprinzipien bezweifeln, der Grundgedanke seiner Theorie fand doch weiten Anklang, daß nämlich der Zwang der Verhältnisse selbst das Aufsteigen der Organismen zu höherer Vollkommenheit hervorbringe, und daß die uns jetzt in der Natur entgegentretende Zweckmäßigkeit das Ergebnis einer durch lange Zeiträume fortgehenden Ausscheidung der minder leistungsfähigen Formen sei. Dadurch glaubte man alle die schwierigen Fragen nach einem den Organismen zugrunde liegenden Plane, nach vorbedachten Absichten und Zwecken loszuwerden und gleichwohl eine nur um so festere Gewißheit unausbleiblichen Fortschritts zu gewinnen. Freilich vollzog sich dieser Fortschritt durch den Untergang zahlloser Lebewesen, die sich dem harten Kampf ums Dasein nicht gewachsen zeigten; aber

man durfte ja den Blick nur auf die siegreichen Formen richten, um in der Anschauung aufsteigenden Lebens Trost und Erhebung zu finden.

Es hatte einen wohlverständlichen Reiz, diese zunächst für das Gebiet der organischen Natur aufgestellte Theorie auch auf das geistige Leben der Menschheit auszudehnen. Es war dies um so leichter möglich, je weniger scharf und bestimmt man den Begriff der Entwicklung faßte. Auch hier gab es doch Höherbildung, die durch Gegensatz und Widerstand nicht aufgehalten, sondern schließlich nur gefördert wurde. Siegte nicht auch im wirtschaftlichen Leben das vorteilhafter organisierte und besser angepaßte Individuum, im Kampf der Nationen die überlegene Rasse, im wissenschaftlichen Wettstreit die dem Sachverhalt am besten entsprechende Theorie, in der Politik die leistungsfähigste Organisation, die Widerstandskraft mit Anpassungsfähigkeit verband? An Opfern, über welche die Entwicklung hinwegschritt, konnte es auch hier nicht fehlen. Aber warum sollte man sie sentimental bedauern, wenn doch ein höherer Zustand des Menschheitslebens mit ihnen erkauft wurde.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, das Recht und die Tragweite der Entwicklungslehre in ihrer Anwendung auf die Naturerklärung zu prüfen. Darüber steht zunächst dem Fachmann das Urteil zu, und wir verstehen es wohl, wenn dieser eine Erklärungsweise bevorzugt, die ihm gestattet, dunklen Begriffen metaphysischer und religiöser Natur so viel als möglich aus dem Weg zu gehen. Nur kann es freilich nichts helfen, eine Einfachheit zu fordern, die dem wirklichen Sachverhalt nicht entspricht. Und eins dürfen wir nicht vergessen. Mögen wir auch noch so viel von der Zweckmäßigkeit der organischen Welt auf das Wirken absichtsloser Ursachen zurückführen, so schieben wir damit das Rätsel, das für unsere Weltanschauung besteht, nur weiter zurück. Das Dasein der organischen Keime, welche die Fähigkeit einer solchen Entwicklung in sich tragen, und das Zusammenwirken der Faktoren, welche diese Entwicklung bedingen, bleibt doch immer eine Tatsache, die unser Staunen hervorruft und zu deren Aufhellung der Entwicklungsgedanke nichts mehr beitragen kann. Auch das exakteste Denken steht hier zuletzt vor einem undurchdringlichen Rätsel.

Von unmittelbarer Bedeutung für das Thema, das uns beschäftigt, ist dagegen die Frage, ob der Entwicklungsbegriff auf

das geistige Leben ganz in derselben Weise angewendet werden kann, wie man ihn in der Naturerklärung zu gebrauchen pflegt. Daß in der Geschichte von Entwicklung geredet wird im Sinne der stufenmäßigen Ausbildung bestimmter Bestrebungen und Einrichtungen, also z. B. von einer Entwicklung der Kultur, des Welthandels, der bildenden Kunst, der Presse ist ein Sprachgebrauch, den man nicht tadeln kann. Auch hier vollzieht sich ohne Zweifel eine in der Sache und in den gegebenen Verhältnissen begründete Notwendigkeit. Den geistigen Interessen und geschichtlichen Institutionen wohnt nicht nur eine Entwicklungstendenz, sondern auch ein in ihrem Wesen begründetes Entwicklungsgesetz inne, das je nach der Gunst der Umstände rascher oder langsamer zur Auswirkung kommt. Und doch würden wir den Anblick der Geschichte fälschen, wenn wir in ihm nur diese naturgleiche Entwicklung sehen wollten. Was ihren Gang bestimmt, ist doch nicht bloß die Macht der Verhältnisse, der Druck und Gegendruck der sozialen Gruppen, die ihre typischen Interessen zu verwirklichen streben. Unaufhörlich strömen ihr aus der Fülle des persönlichen Lebens Ideen und Kräfte zu, an deren Gestaltung wohl die äußeren Lebensbedingungen ihren Anteil haben, deren Quelle jedoch viel tiefer zu suchen ist.

Weltgeschichtliche Persönlichkeiten sind mehr als bloße Glieder in einer Entwicklungsreihe; sie tragen die Kraft in sich, das geistige Kapital der Menschheit zu mehren und so Ausgangspunkte neuer Entwicklungen zu werden. Und auch wo sie an das Gegebene weiterführend anknüpfen, ist das nicht die einfache Folge ihrer geschichtlichen Situation. Es ist ihr Wissen um die Vergangenheit, ihre geniale Intuition, die sie den weiterführenden Pfad erkennen läßt; es ist ihre zuversichtliche Tat, ihre zähe Energie, die aus dem glücklichen Beginnen eine die Zukunft bestimmende Macht gestaltet. Wollen wir darum die Geschichte als eine Form der Entwicklung auffassen, so müssen wir in diesen Begriff Faktoren aufnehmen, welche die Naturerklärung nicht kennt und nicht zu kennen braucht, die Genialität und Freiheit der Persönlichkeit. Beharren wir aber im Interesse eines möglichst einheitlichen Maßstabs darauf, dem Entwicklungsbegriff in Natur und Geschichte den gleichen Inhalt zu geben, dann müssen wir ihm entweder den bedeutsamsten Gehalt der Geschichte, die Taten der wahrhaft Großen zum Opfer bringen, oder wir sind genötigt, seine Alleinherrschaft auf diesem Gebiete zu bestreiten und die

Entwicklung zu einer bloßen Unterströmung des geschichtlichen Lebens herabzusetzen.

In keinem Falle dürfen wir uns einbilden, daß mit dem Wort Entwicklung alles gesagt sei, was über das große Problem des Lebens zu sagen ist. Faßt man es in dem bestimmten Sinn, den ihm die Darwinsche Theorie gibt, so enthält es nicht alles, was zur Deutung der Wirklichkeit und vorab des geschichtlichen Lebens gehört. Gibt man ihm eine umfassendere Bedeutung, so umschließt es eine Fülle ungelöster Rätsel und wird zu einem Wort, das wohl etwas zu sagen scheint, bei dem man sich aber nichts völlig Bestimmtes denken kann. Evolutionistische Weltanschauung und evolutionistische Lebensauffassung sind darum auch keine ohne weiteres klaren Begriffe. Sie beruhen auf einem Anschauungsbild, dessen Wirkung auf die Phantasie größer ist als sein unmittelbarer Ertrag für das Denken. Wollen wir mit dem Bekenntnis zum Evolutionismus etwas Deutliches sagen, so müssen wir uns erst darüber erklären, ob wir dabei die Form der natürlichen Lebensentwicklung oder die eigentümliche Gestalt der geschichtlichen Entwicklung zugrunde legen. In diesem Unterschied eines *biologischen* und eines *historischen Evolutionismus* tritt aber nur zutage, daß auch der Entwicklungsgedanke die alte Entscheidungsfrage nicht überflüssig gemacht hat, von der wir ausgegangen sind, ob wir uns auf den Boden des *Naturalismus* oder des *Idealismus* stellen.

Von dieser Alternative scheint freilich eine Annahme unberührt zu bleiben, die der Gedanke der Entwicklung auf alle Fälle enthält, die des *Aufsteigens zu einem reicheren und höheren Leben*. Unverkennbar verdankt der Evolutionismus seine Beliebtheit zu einem guten Teil diesem optimistischen Sinn, den wir mit dem Worte verbinden. Allein es bedarf nur einer naheliegenden Überlegung, um uns daran zu erinnern, daß diesem verheißungsvollen Ton doch auch ganz andere Nebentöne beigemischt sind. Liegt in der Natur ein Gesetz der Entwicklung, so kommt dieses doch nur einer *Auslese* zu gut, während eine weit überwiegende Anzahl von Lebenskeimen durch dasselbe Gesetz zum Untergang bestimmt wird. Herrscht in der Geschichte wirklich und unverbrüchlich ein gleiches Gesetz, so käme auch dieses doch nur einer Auswahl von Individuen und Völkern zu statten, während niemals ein bestimmtes Individuum, eine bestimmte soziale Schicht, oder ein bestimmtes Volk darin die Gewähr einer schöneren Zukunft erblicken dürfte. Und schließlich beruht ja die ganze Vorstellung von einem alles Leben bereichernden Gesetz der Entwicklung nur auf einer *Aussonderung der günstigen Fälle*, die wir stillschweigend vollziehen. Wir stellen uns mit unserer Aufmerksamkeit und unserer Sympathie auf die Seite der glücklichen Sieger und vergessen die Opfer, die jeder Sieg kostet. Sehen wir die Tatsachen ohne solche parteiische Auswahl, so ist es gar nicht ausgemacht, ob nicht neben der Evolution als dem glücklichen Fall auch eine Involution hergeht, wie dies Leibniz wahrzunehmen glaubte, und am wenigsten werden wir berechtigt sein, dies für das Gebiet des geistig-geschichtlichen Lebens auszuschließen, da hier die Entwicklungsfaktoren viel weniger am Tage liegen. Es ist darum auch hier schließlich nicht die Macht der Tatsachen, sondern lediglich der *Wille*, der für die optimistische Betrachtung den Ausschlag gibt.

Derselbe Umstand, der die Geltung des Evolutionismus als vollständiger und zureichender Weltanschauung einschränkt, kann dagegen seiner Bedeutung für die sittliche Lebensanschauung zustatten kommen. Ist die normale und günstige Entwicklung nicht das allgemeine Schicksal, sondern ein an besondere Bedingungen geknüpfter Erfolg, dann lohnt es sich, diesen Bedingungen nachzudenken und sie, so weit als möglich, absichtlich herzustellen. Eine Ethik auf evolutionistischer Grundlage wird im Grunde erst dadurch möglich, daß wir dem Menschen die Fähigkeit zuschreiben, in den Ablauf der Entwicklung einzugreifen und sie zu ihrem bestmöglichen Ende zu leiten. Darin liegt aber, genau betrachtet, immer die Anerkennung, daß der Mensch nicht bloß passiv durch den Strom des Geschehens getragen wird, sondern sich *erkennend und handelnd* über ihn zu stellen vermag.*)

Wir haben eine Form der evolutionistischen Ethik schon in unserer ersten Vorlesung berührt, E. Häckels monistische Sittenlehre. Obwohl von einem namhaften Biologen entworfen, hat sie uns aber dadurch enttäuscht, daß in ihr weit weniger der Entwicklungsgedanke als ein dogmatischer Monismus die maßgebende Rolle spielte. Lernen wir nun einen charakteristischen Versuch

*) Vergleiche hierzu auch den Aufsatz von H. *Siebeck*, Der Fortschritt der Menschheit in seiner Schrift „Zur Religionsphilosophie" 1907, S. 1—23.

wirklich evolutionistischer Ethik kennen. Herbert Spencer hat die Arbeit eines langen Lebens (1820—1903) darangesetzt, den Entwicklungsgedanken in der Philosophie, insbesondere auch in der Auffassung des sozialen Lebens zur Geltung zu bringen. Eine Fülle biologischen und ethnologischen Materials soll seiner Theorie als breite und sichere Unterlage dienen. Die Basis der ethischen Anschauung teilt Spencer mit dem Utilitarismus, wie er auch wiederholt Benthams Verdienste hervorhebt. Das Sittliche ist seinem Wesen nach vom Nützlichen nicht verschieden. Aber der Entwicklungsgedanke erlaubt nun, zwischen die Grundlage der sittlichen Beurteilung, den Vorteil eines bestimmten Verhaltens, und die heute geltende moralische Anschauung eine Reihe von Mittelgliedern einzufügen, in deren Ablauf das ursprüngliche Motiv teils völlig unbewußt wird, teils verfeinernde Umwandlungen erfährt. Durch eine lange Reihe kleiner Fortschritte ist die Menschheit von primitiven und kindlichen Vorstellungen über das richtige Verhalten zu immer komplizierteren und weiterblickenden aufgestiegen. Die Hebel dieses Prozesses kennen zu lernen, ist das eigentliche Geschäft der wissenschaftlichen Ethik, weil aus dieser Kenntnis allein auch der fernere Gang der sittlichen Entwicklung erschlossen werden kann.

Die evolutionistische Ethik Spencers ist darum nur die erweiterte und verfeinerte Ausführung des utilitaristischen Programms. Zugleich aber will Spencer auch derjenigen Anschauung gerecht werden, die im sittlichen Urteil nicht das Erzeugnis reifer Erfahrung und kluger Berechnung, sondern ein unmittelbares, intuitives Bewußtsein um das Richtige sieht.*) Diese Anschauung hat ganz recht, wenn sie bestreitet, daß wir immer aus bewußten Nützlichkeitserwägungen heraus unsere Entscheidungen treffen. Es gibt ohne Zweifel auch ein sittliches Handeln, das gegen den Vorteil offenkundig verstößt. Allein, wir sollen vor dieser Tatsache nicht wie vor einem letzten Geheimnis stehen bleiben; wir müssen weiter fragen, wie der Mensch zu einem so irrationalen Verhalten gekommen ist. Und hier kann uns eben die Entwicklungslehre weiterhelfen. Sie lehrt uns in solchen unbegreiflichen Willensentscheidungen die unbewußt gewordene Wirkung früher gewonnener Einsichten und Gefühlsrichtungen erkennen. Haben

*) Für sie ist darum — mehr noch in England als in Deutschland — der Name „Intuitionismus" gebräuchlich.

sie gleich jetzt keine erkennbare Beziehung auf Lust und Nutzen mehr, so haben sie doch auf einer früheren Entwicklungsstufe alle einmal eine solche gehabt. Die Entwicklungslehre deckt uns so den unter dem Schutt der Jahrhunderte begrabenen naturalistischen Untergrund unseres sittlichen Urteils auf.

Gehen wir den Ergebnissen der Spencerschen Ethik im einzelnen nach.*) Die Untersuchung der sittlichen Lebenserscheinungen muß mit einer Analyse des Handelns beginnen. Handeln im weitesten Sinn ist die Anpassung von Tätigkeiten an Zwecke. Solche Anpassungen finden wir zweifellos schon im Leben der höheren Tiere, nur daß sie hier einfacher und unvollkommener sind. Von hier aus führt eine stetige Reihe zu den besser angepaßten menschlichen Handlungen empor. Die allgemeinen Richtungen der Anpassung sind schon in den unbewußten organischen Funktionen vorgebildet; diese gehen nämlich entweder auf die Selbsterhaltung, gipfeln also in der Lebenssteigerung des Individuums, oder sie dienen der Arterhaltung, beziehen sich also auf die Fortdauer derselben Lebensvorgänge außerhalb des Individuums. Indem nun das bewußte menschliche Handeln auftritt, findet es seine Bahn bereits vorgezeichnet. Für den Menschen kommt jedoch zur Selbsterhaltung und Arterhaltung noch ein dritter Zweck. Die Individuen können einander in ihren Lebensfunktionen ebensowohl hemmen als fördern. Soll die Gesamtsumme des Lebens erhöht werden, so muß unter ihnen der Zustand der friedlichen Gesellschaft entstehen, in welcher nicht Hemmung, sondern gegenseitige Förderung der individuellen Zwecke die Regel bildet. So haben wir drei Ziele des Handelns gewonnen: die Selbsterhaltung, die Arterhaltung und die Gesellschaftsbildung. Das Maximum des Lebens ist erreicht, wenn jedes dieser Ziele zu seiner Verwirklichung kommt. Diese höchste Stufe des Handelns ist nur in der menschlichen Gesellschaft denkbar. Obwohl also die Grenzen zwischen biologischen Funktionen und sittlichen Handlungen fließende sind, beschränkt sich doch das eigentliche Gebiet der Ethik auf die Menschheit.

Für die Beurteilung der menschlichen Handlungen verwenden wir die gegensätzlichen Begriffe „gut und böse". Wir gebrauchen

*) Vergl. Herbert Spencer, System der synthetischen Philosophie X. und XI. Band: Die Prinzipien der Ethik. Deutsch von Vetter und Carus 1879—1895.

diese Worte nicht bloß im moralischen Sinn; wir sprechen beispielsweise auch von einem guten Messer oder einem bösen Finger. Man darf es nun von vornherein für wahrscheinlich halten, daß der moralische und der allgemeinere Sinn der Worte nicht außer Zusammenhang stehen. Das Gemeinsame ist immer die Tauglichkeit für einen Zweck. Das gute Messer ist für seinen Zweck brauchbar; der böse Finger kann nicht zur Arbeit verwendet werden. Das gleiche wird vom moralischen Sprachgebrauch gelten: *gut ist, was seinem Zweck entspricht, böse, was ihm nicht oder nur unvollkommen entspricht.* Gute Handlungen sind mithin den Zwecken des menschlichen Lebens angepaßte Handlungen. Da es aber, wie wir gesehen haben, drei für das menschliche Handeln gültige Zwecke gibt, so müssen wir immer beachten, unter welchem Gesichtspunkt das Urteil gefällt wird. An die Selbsterhaltung denken wir, wenn wir von einem guten Geschäftsmann sprechen, an die Arterhaltung, wenn von guten Eltern die Rede ist, an den Gesellschaftszweck, wenn wir dem edlen Wohltäter ein gutes Herz zuschreiben. Diese verschiedenen Zwecke können unter sich in Widerspruch treten, so daß eine und dieselbe Handlung in der einen Rücksicht gut, in der andern böse ist. Der gute Geschäftsmann kann seine Kinder vernachlässigen, der sorgsame Vater dem Staat entziehen, was ihm zukommt, der Menschenfreund bei seinem Wohltun selbst verarmen. Darin erscheint dann immer ein Mangel an Anpassung des Handelns an die Totalität der Zwecke. Das beste Handeln ist das am vollkommensten angepaßte oder das höchst entwickelte. Es wird den drei Gruppen von Zwecken zu gleicher Zeit genügen müssen.

Den Wertmaßstab, der aller sittlichen Beurteilung zugrunde liegt, bildet die *Schätzung des Lebens*. Wir halten das Leben für ein Gut. Dagegen erhebt freilich der Pessimismus lebhafte Einsprache. So scheint uns gleich beim ersten Schritt eine fundamentale Meinungsverschiedenheit in den Weg zu treten. Allein, in Wirklichkeit stehen sich Pessimisten und Optimisten näher, als sie selbst wissen. Das Verwerfungsurteil des ersteren gilt nicht dem Leben als solchem, sondern nur den *Leiden* des Daseins. Ein Leben, in dem die Freude das Leid überwiegt, würden sie nicht verabscheuen. Aber auch die Optimisten würden sich von einem Leben abwenden, das nach ihrer Überzeugung mehr Leid als Freude enthielte. Folglich sind beide, trotz ihrer diametral entgegengesetzten Urteile über den Charakter der Wirklichkeit, in

dem Maßstab, den sie anlegen, einig. Sie verstehen beide unter dem Guten das *Erfreuende*, unter dem Bösen sein Gegenteil. Diesen Maßstab, über welchen selbst erklärte Gegner einig sind, müssen wir zugrunde legen, um zu einer allgemein gültigen sittlichen Beurteilung zu gelangen. Keine Handlung ist gut oder böse an sich; sie ist gut, weil sie Freuden, böse, weil sie Leiden hervorruft. Die Bemühungen der idealistischen, intuitionistischen, religiösen Moralsysteme, ein anderes einleuchtendes und selbständiges Prinzip der Moral zu finden, sind vergeblich gewesen. Dagegen ist es nicht schwer, die Einwendungen gegen das hier aufgestellte Prinzip zu beseitigen, wofern man nur die mannigfachen Entwicklungsformen der Lust- und Unlustgefühle beachtet. Denn mit der Zurückführung des Guten auf das Erfreuende und Nützliche ist keineswegs gesagt, daß die Lust *des Augenblicks* und der *grob egoistische Vorteil* für uns bestimmend sein müßte. Es kann ganz wohl sein, daß im Verlauf der Entwicklung höhere Freuden die niederen einschränken und verdrängen.

Das Ergebnis dieser Untersuchung faßt Spencer so zusammen: Gut oder hochentwickelt ist ein Handeln, welches das Leben des Individuums zu einem extensiv und intensiv vollkommenen gestaltet, zugleich der Aufziehung der Nachkommenschaft mit Erfolg dient und diese beiden Zwecke erreicht, indem es andere Individuen nicht allein am gleichen Tun nicht verhindert, vielmehr ihnen dabei Hilfe leistet. Von diesem Maßstab des sittlichen Handelns leitet jeder andere seine Berechtigung ab.

Dieses Moralprinzip bezeichnet nun aber erst die Richtung und Form, noch nicht den Inhalt des sittlichen Handelns. Wir kennen zwar die Forderungen, denen eine gültige sittliche Vorschrift genügen muß, wissen aber noch gar nicht, was sie uns zumuten wird. Daß wir diesen Inhalt nicht frei aus unserem Innern schöpfen können, hat Spencer bereits gesagt. Das ist der von ihm gerügte Irrtum des Intuitionismus. Darum kann sich der konkrete Stoff erst aus der wissenschaftlich verarbeiteten und geordneten *Erfahrung* ergeben. Wir werden darum an eine Reihe von Hilfswissenschaften verwiesen, durch welche der Entwicklungsgedanke den leitenden Faden bildet.

Fragen wir darum zuerst, was *Entwicklung* ist. Spencers Definition, die eine nicht unverdiente Berühmtheit erlangt hat, lautet: sie ist der *Übergang aus einem Zustand unbe-*

stimmter, unzusammenhängender Gleichartigkeit in einen Zustand bestimmter, zusammenhängender Ungleichartigkeit.*) Den Sinn dieser abstrakten Formel können wir uns so näher verdeutlichen: was in jedem als Entwicklung bezeichneten Vorgang wächst, ist ein doppeltes, einerseits die Ungleichartigkeit der Elemente und andererseits die Innigkeit ihres Zusammenhangs. Differenzierung und Vereinheitlichung greifen hier ineinander; Mannigfaltigkeit der Funktionen und Konzentration ihres Erfolgs bedingen gleich sehr die Steigerung des Lebens, die wir in der Entwicklung vor uns sehen. Damit vollzieht sich aber zugleich der Übergang in eine bestimmtere, ausgeprägtere Existenz. Das höher entwickelte Wesen ist in seiner reicheren Entfaltung und seiner höheren Geschlossenheit zugleich charakteristischer als das auf einer tieferen Stufe stehende. Diese Definition der Entwicklung weist ohne Zweifel auf die Punkte hin, die es im Auge zu behalten gilt. Sie ist aber im Grunde bloß beschreibend und enthält sich ebenso der Erklärung wie der Wertung des Entwicklungsvorgangs. Indem sie keiner Deutung des Geschehens vorgreift, steht ihrer Anwendung auch auf geschichtliche Entwicklungen nichts im Wege. Allein sie zeigt doch ihre Herkunft aus naturwissenschaftlicher Induktion darin, daß sie nur von Formveränderungen spricht und das Moment der Wertsteigerung außer Betracht läßt, das wir bei historischen Entwicklungen immer mit denken. Dieser Zuwachs an Wert beruht aber zuletzt darauf, daß die Vereinheitlichung im geschichtlichen Leben nicht bloß in der ausgleichenden Regulierung des Lebensprozesses besteht, sondern an die Herrschaft geistiger Kräfte, leitender Ideen und gebietender Normen geknüpft ist. Mag man darum immerhin auch hier von Entwicklung reden; den Maßstab, den wir an sie anlegen, können wir doch nicht von der Natur, sondern nur aus dem Wesen des geistigen Lebens selbst gewinnen.

Doch folgen wir zunächst Spencer bei seinem Umblick auf dem Gebiet der Hilfswissenschaften, die uns zum Verständnis der sittlichen Aufgaben führen sollen. Es sind dies Physik, Biologie, Psychologie und Soziologie. Die erstere hier mit aufgeführt zu finden, darf uns nicht wundern. Unser Leben ruht nun einmal auf dem Grunde mechanischer Notwendigkeit. Aus der Physik

*) A. a. O. X, § 25; ausführlicher in Band I, Grundlagen der Philosophie, § 129—138.

haben wir darum die allgemeinsten Bedingungen erfolgreichen Wirkens zu schöpfen; es sind dies Konsequenz, Maß und Gleichgewicht. Die Biologie lehrt uns den Zusammenhang, in welchem Freude und Schmerz mit Lebenserhaltung und Lebensbedrohung stehen. Aus ihr erkennen wir aber auch schon die allgemeinsten Lebensbedingungen eines sozialen Organismus, daß es nämlich einer Ausgleichung der Funktionen bedarf, wenn lebendige Teile eine wirkliche Einheit bilden sollen. Der lebende Organismus ist darin das Vorbild der Rechtsordnung. Die Psychologie zeigt, daß sich unsere Gefühle unter dem Einfluß des Intellekts verändern, indem ideelle Freuden die körperlichen Begehrungen verdrängen, die repräsentativen d. h. auf Erinnerung beruhenden Gefühle die präsentativen, durch die Gegenwart des Objekts erregten einschränken, und daß so die Möglichkeit entsteht, entfernte Folgen vor den unmittelbar eintretenden zu bevorzugen. Diese Entwicklung führt im Individuum zwar immer nur eine Strecke weit, aber sie bewirkt folgenreiche Veränderungen in der langen Reihe der Generationen, indem die erworbenen Dispositionen des Gefühls sich auf die Nachkommen vererben.

Hieran knüpft sich bei Spencer seine Erklärung des Gewissens. Ursprünglich ist das Gute einfach das Nützliche, das uns die nächste Erfahrung zeigt. Allein die fortschreitende Erfahrung berichtigt stetig unser noch ungeübtes Urteil. Infolgedessen gilt bald der größere entfernte Vorteil für besser als der kleinere nahe, die Versöhnlichkeit für besser als Rache, die Hilfeleistung für besser als die Versagung der Hilfe. Diese Urteile einer reiferen Erfahrung werden dann durch das staatliche Gesetz, die Religion und die öffentliche Meinung sanktioniert. Nun stehen sie auch unabhängig von der individuellen Einsicht als verpflichtende Forderungen da. Die im Dienste der sittlichen Gesamterfahrung stehende Autorität gibt der sittlichen Regel für die noch unreifen Individuen den Charakter den Verpflichtung. Man soll so handeln, ob man den Grund und Zweck versteht oder nicht. Damit verknüpft sich aber noch ein anderer tiefer liegender Vorgang. Die Erfahrungen vom Nützlichen und Schädlichen, die frühere Generationen gemacht haben, werden nicht bloß in Gesetz, Brauch und Sitte niedergelegt, sie werden auch recht eigentlich organisch aufgespeichert. Sie prägen sich in einer bestimmten Veränderung des sittlichen Gefühls aus, und dieser entspricht ein bestimmter Zustand des Nervensystems. Dieser letztere überträgt

sich unmittelbar auf die Nachkommen. Auf diese Weise gelangen wir in den Besitz sittlicher Antriebe, in deren Ursprung wir keine Einsicht mehr haben. Wir halten eine Handlungsweise für gut, ohne die Probe auf ihre Nützlichkeit selbst gemacht zu haben. Unsere Vorfahren haben dies für uns getan. Diese sittliche Erbweisheit nennen wir Gewissen. Die intuitionistische Ethik leitet aus ihrem Vorhandensein die Folgerung ab, es gebe eine unmittelbare Erkenntnis des sittlich Guten, die jeder nur aus seinem eigenen Innern zu schöpfen brauche. Die wirkliche Lösung gibt uns erst die Entwicklungslehre an die Hand. Sie zeigt, daß auch die rätselhafte Gewissensstimme zuletzt nur das gebietet, was sich als nützlich erprobt hat.

Mit Spencers Auffassung des Pflichtgefühls als eines lediglich autoritativen Gebots hängt die auf seinem Standpunkt konsequente, wenn auch für eine idealistische Ethik befremdliche Annahme zusammen, mit dem Fortschritt der sittlichen Bildung müsse das *Pflichtgefühl abnehmen*. In dem höher entwickelten Menschen wird nach ihm die Handlung nicht mehr von dem Bewußtsein des Sollens begleitet; sie wird ihm teils verständlich, sofern er ihre Nützlichkeit begreift, teils selbstverständlich, sofern er sich die Regel des sittlichen Verhaltens gar nicht mehr zum Bewußtsein zu bringen nötig hat. Das sittliche Handeln wird dann zur unausbleiblichen Betätigung der vollkommen angepaßten Natur.

Noch bleibt uns ein Blick auf die wichtigste Hilfswissenschaft der Ethik übrig, auf die *Soziologie*. Der Mensch existiert als solcher, d. h. als das höchst entwickelte Lebewesen unserer Erfahrungswelt nur im gesellschaftlichen Zustand, als Glied eines sozialen Organismus. Es bedarf keines Beweises, daß das Leben der Gemeinschaft den Vorrang beansprucht vor dem Leben des Individuums. Denn es wäre zu einer Gemeinschaft gar nicht gekommen, wenn nicht die soziale Existenz sich durchschnittlich als vorteilhafter für den Einzelnen erwiesen hätte als das gesonderte Dasein. Für die ganze Struktur der Gesellschaft ist aber von entscheidender Bedeutung der Unterschied von *kriegerischen* und von *friedlichen* Zeiten. Im Krieg gilt straffe Zusammenfassung der Gesellschaft, Diktatur eines Herrschers, Sklaverei, Härte gegen alle, die nicht imstande sind, die kriegerische Kraft der Gesellschaft zu steigern; daher die geringere Achtung der Frauen und der Kinder. Die Tugenden des Kriegers sind andere als die des friedlichen Menschen; physische Kraft, Tapferkeit, List, schonungslose Geltendmachung der stärkeren Faust stehen am höchsten im Preis. Anders im Frieden. Der Wille des Herrschers bestimmt nicht mehr absolut, was zu geschehen hat, er einigt sich irgendwie mit dem Willen der Beherrschten. An die Stelle der Sklaverei tritt der Arbeitsvertrag, die Frau gewinnt eine würdigere Stellung, die Erziehung wird sorgfältiger. Der ganze Charakter wird milder und rücksichtsvoller; die Menschen richten sich jetzt darauf ein, ohne Reibungen und Hemmungen nebeneinander zu existieren. Sie müssen sich aber überdies in die Hände arbeiten, einander gegenseitig fördern. Dieser friedliche Austausch von Hilfeleistungen wird zunächst auch durch das Interesse regiert und bedarf der Sicherung durch Verträge. Aber die Verknüpfung der Interessen wird allmählich als etwas so Wertvolles und Erfreuliches empfunden, daß Einzelne auch über die Grenze hinausgehen, bis zu welcher der eigene Vorteil sie führt. Sie leisten *freiwillige Dienste* auch ohne Übereinkunft, um einzelne Personen und das Ganze zu fördern. So tritt an die Stelle des rauhen, kriegerischen Zustandes das sanfte, humane Ideal der friedlichen Gesellschaft, die ihre Grenzen immer mehr zu erweitern strebt.

Diesem zweifachen Typus der Gesellschaftsverfassung entspricht auch ein doppelter Typus der Moral; es gibt eine *Kriegsmoral* und eine *Friedensmoral*. Die erste gehört in ihrer konsequenten Ausbildung der Vergangenheit an, die zweite muß sich erst in der Zukunft ganz entfalten. Wir stehen heute in einer Periode des *Übergangs*. Manches erinnert noch an die alte eiserne Zeit, so die Sitte des Zweikampfs und die kriegerische Machtentfaltung der Staaten. Anderes bereitet schon den höheren Zustand vor, in dem Gerechtigkeit und Wohltun allgemein herrschen werden und nur noch ein friedlicher Wettstreit der Kulturarbeit unter den Nationen besteht.

Diese Veränderung betrifft aber nicht bloß die Verhältnisse, unter denen wir leben; sie betrifft auch *unsere Natur* selbst, die in einer beständigen Anpassung an die Verhältnisse begriffen ist. Es war ein Fehler der bisherigen Moral, daß sie mit einer unveränderlichen Menschennatur rechnete. In Wahrheit ist alles im Fluß, nicht bloß die Dinge, sondern auch der Mensch. Das ist der Grundgedanke des konsequenten Evolutionismus.

Daraus folgt nun aber, daß für uns Übergangsmenschen, die in einer Übergangszeit leben, *keine absolute Ethik* möglich ist. Auch wenn wir, — was noch sehr die Frage ist, —

sich unmittelbar auf die Nachkommen. Auf diese Weise gelangen wir in den Besitz sittlicher Antriebe, in deren Ursprung wir keine Einsicht mehr haben. Wir halten eine Handlungsweise für gut, ohne die Probe auf ihre Nützlichkeit selbst gemacht zu haben. Unsere Vorfahren haben dies für uns getan. Diese sittliche Erbweisheit nennen wir Gewissen. Die intuitionistische Ethik leitet aus ihrem Vorhandensein die Folgerung ab, es gebe eine unmittelbare Erkenntnis des sittlich Guten, die jeder nur aus seinem eigenen Innern zu schöpfen brauche. Die wirkliche Lösung gibt uns erst die Entwicklungslehre an die Hand. Sie zeigt, daß auch die rätselhafte Gewissensstimme zuletzt nur das gebietet, was sich als nützlich erprobt hat.

Mit Spencers Auffassung des Pflichtgefühls als eines lediglich autoritativen Gebots hängt die auf seinem Standpunkt konsequente, wenn auch für eine idealistische Ethik befremdliche Annahme zusammen, mit dem Fortschritt der sittlichen Bildung müsse das *Pflichtgefühl abnehmen*. In dem höher entwickelten Menschen wird nach ihm die Handlung nicht mehr von dem Bewußtsein des Sollens begleitet; sie wird ihm teils verständlich, sofern er ihre Nützlichkeit begreift, teils selbstverständlich, sofern er sich die Regel des sittlichen Verhaltens gar nicht mehr zum Bewußtsein zu bringen nötig hat. Das sittliche Handeln wird dann zur unausbleiblichen Betätigung der vollkommen angepaßten Natur.

Noch bleibt uns ein Blick auf die wichtigste Hilfswissenschaft der Ethik übrig, auf die *Soziologie*. Der Mensch existiert als solcher, d. h. als das höchst entwickelte Lebewesen unserer Erfahrungswelt nur im gesellschaftlichen Zustand, als Glied eines sozialen Organismus. Es bedarf keines Beweises, daß das Leben der Gemeinschaft den Vorrang beansprucht vor dem Leben des Individuums. Denn es wäre zu einer Gemeinschaft gar nicht gekommen, wenn nicht die soziale Existenz sich durchschnittlich als vorteilhafter für den Einzelnen erwiesen hätte als das gesonderte Dasein. Für die ganze Struktur der Gesellschaft ist aber von entscheidender Bedeutung der Unterschied von *kriegerischen* und von *friedlichen* Zeiten. Im Krieg gilt straffe Zusammenfassung der Gesellschaft, Diktatur eines Herrschers, Sklaverei, Härte gegen alle, die nicht imstande sind, die kriegerische Kraft der Gesellschaft zu steigern; daher die geringere Achtung der Frauen und der Kinder. Die Tugenden des Kriegers sind andere als die des friedlichen Menschen; physische Kraft, Tapferkeit, List, schonungslose Geltendmachung der stärkeren Faust stehen am höchsten im Preis. Anders im Frieden. Der Wille des Herrschers bestimmt nicht mehr absolut, was zu geschehen hat, er einigt sich irgendwie mit dem Willen der Beherrschten. An die Stelle der Sklaverei tritt der Arbeitsvertrag, die Frau gewinnt eine würdigere Stellung, die Erziehung wird sorgfältiger. Der ganze Charakter wird milder und rücksichtsvoller; die Menschen richten sich jetzt darauf ein, ohne Reibungen und Hemmungen nebeneinander zu existieren. Sie müssen sich aber überdies in die Hände arbeiten, einander gegenseitig fördern. Dieser friedliche Austausch von Hilfeleistungen wird zunächst auch durch das Interesse regiert und bedarf der Sicherung durch Verträge. Aber die Verknüpfung der Interessen wird allmählich als etwas so Wertvolles und Erfreuliches empfunden, daß Einzelne auch über die Grenze hinausgehen, bis zu welcher der eigene Vorteil sie führt. Sie leisten *freiwillige Dienste* auch ohne Übereinkunft, um einzelne Personen und das Ganze zu fördern. So tritt an die Stelle des rauhen, kriegerischen Zustandes das sanfte, humane Ideal der friedlichen Gesellschaft, die ihre Grenzen immer mehr zu erweitern strebt.

Diesem zweifachen Typus der Gesellschaftsverfassung entspricht auch ein doppelter Typus der Moral; es gibt eine *Kriegsmoral* und eine *Friedensmoral*. Die erste gehört in ihrer konsequenten Ausbildung der Vergangenheit an, die zweite muß sich erst in der Zukunft ganz entfalten. Wir stehen heute in einer Periode des *Übergangs*. Manches erinnert noch an die alte eiserne Zeit, so die Sitte des Zweikampfs und die kriegerische Machtentfaltung der Staaten. Anderes bereitet schon den höheren Zustand vor, in dem Gerechtigkeit und Wohltun allgemein herrschen werden und nur noch ein friedlicher Wettstreit der Kulturarbeit unter den Nationen besteht.

Diese Veränderung betrifft aber nicht bloß die Verhältnisse, unter denen wir leben; sie betrifft auch *unsere Natur* selbst, die in einer beständigen Anpassung an die Verhältnisse begriffen ist. Es war ein Fehler der bisherigen Moral, daß sie mit einer unveränderlichen Menschennatur rechnete. In Wahrheit ist alles im Fluß, nicht bloß die Dinge, sondern auch der Mensch. Das ist der Grundgedanke des konsequenten Evolutionismus.

Daraus folgt nun aber, daß für uns Übergangsmenschen, die in einer Übergangszeit leben, *keine absolute Ethik* möglich ist. Auch wenn wir, — was noch sehr die Frage ist, —

ein Bild der vollkommenen menschlichen Gesellschaft und des ihr vollkommen angepaßten Individuums zeichnen könnten, so würde dieser ideale Entwurf uns doch nicht unmittelbar sagen, wie wir unter den heutigen unvollkommenen Verhältnissen zu handeln haben. Was uns allein erreichbar ist, ist eine *Übergangsmoral*, in die wir so viel als möglich von der höheren Entwicklungsstufe aufnehmen, die wir im Anbruch begriffen sehen. Sie lehrt uns das relativ gute Handeln kennen, das uns in der Gegenwart möglich ist. So sehr nun ohne Zweifel diese Bemerkungen geeignet sind, die Unsicherheit des sittlichen Urteils zu erklären, der wir oft genug begegnen, so wenig eröffnen sie uns doch die Hoffnung, je aus dieser Unsicherheit herauszukommen. Denn dazu wäre erforderlich, daß wir den künftigen Gang der Entwicklung mit voller Bestimmtheit voraussagen könnten, und weiter, daß wir genau wüßten, wie weit wir in der Anpassung unseres Handelns an die unvollkommenen Zustände unserer Gegenwart zu gehen haben. Der Wunsch, nicht erfolglos zu handeln, wird uns immer zu weitgehenden Kompromissen mit dem heutigen gesellschaftlichen Zustand führen. Wir werden darum immer nur eine relative Ethik mit einer relativen Sicherheit der sittlichen Überzeugung haben. Der Tag der absoluten Ethik und der vollen Klarheit sittlicher Überzeugung könnte nur anbrechen, wenn die Entwicklung stillstünde, was der Evolutionismus natürlich nicht annehmen kann.

Wie schwierig es in der Tat ist, an der Hand des Entwicklungsbegriffs die künftige Gestalt des sittlichen Lebens vorherzusagen, können uns schließlich noch Spencers Ausführungen über *Egoismus* und *Altruismus*, Selbsterhaltung und Aufopferung zeigen. Wir haben gehört, daß Steigerung des Lebens die Aufgabe alles Handelns bilden muß. Es fragt sich aber, wie wir diese Steigerung am besten erreichen, ob durch intensive Fürsorge für uns selbst oder durch Aufopferung für die Interessen anderer. Egoismus und Altruismus — welcher dieser uralten Gegner behält das letzte Wort? Zunächst fällt für den Egoismus die naheliegende Erwägung ins Gewicht, daß wir ohne Zweifel erst selbst existieren müssen, ehe wir für irgendeine Person oder Sache tätig sein können. Der Egoismus, der die Selbsterhaltung vorschreibt, erscheint so als grundlegend für alles Handeln. Auch wer für andere arbeiten will, muß eben zu diesem Zweck erst für sich selbst sorgen. Aber auch noch ein anderer Gesichtspunkt läßt

den Egoismus als unentbehrlich erscheinen. Es gibt kein Gesamtwohl ohne das Wohl der einzelnen Glieder. Eine Summe von Kranken, Schwachen, Armen, Leistungsunfähigen würde offenbar keine glückliche Gesellschaft ausmachen können. Andererseits kann der Altruismus für sich geltend machen, daß er von allem Anfang an unentbehrlich und auf dem Platz ist. Kein höher entwickeltes Wesen gelangt anders dazu, für sich selbst sorgen zu können, als dadurch, daß vorher andere für sein Leben und Wohl gesorgt haben. Ohne Fürsorge für die Nachkommenschaft gibt es keine Erhaltung der Art. Selbstaufopferung ist mithin ebenso ursprünglich wie Selbsterhaltung. Der Altruismus steht aber nicht bloß an unserer Wiege, er begleitet uns durch das ganze Leben. Wie arm wäre unser Dasein ohne den Mitgenuß der Freude und des Wohlergehens anderer Wesen! Ja, die Entwicklung geht dahin, daß sich die gegenseitigen Dienstleistungen mehren. Demnach scheint dem Altruismus die Zukunft zu gehören.

Und doch wäre dies eine übereilte und einseitige Folgerung. Das Leben fordert einen beständigen Kompromiß egoistischer und altruistischer Motive. Es gibt kein allgemeines Glück, ohne daß alle Individuen nach ihrem eigenen Glück streben. Es gibt aber auch kein *vollständiges* Glück der Einzelnen, ohne daß sie sich zugleich um das allgemeine Wohl annehmen. Dabei zeigt sich uns der Unterschied, daß der Egoismus imstande ist, auch die altruistischen Handlungen zu begründen, während der Altruismus nie die egoistischen ganz in sich aufnehmen kann. Dem höher entwickelten Menschen wird nämlich das allgemeine Wohl zu einem Bestandteil der eigenen Befriedigung. In dem Maß, in dem dies geschieht, nimmt sein egoistisches Handeln die altruistischen Motive mit in sich auf. Dagegen ist nie in meiner Hingebung an andere die Sorge für mein eigenes Wohl mit befaßt. Daraus folgt, daß im Fortgang der Entwicklung die rein altruistischen Handlungen immer mehr abnehmen werden. Je mehr der Egoismus sich klärt und erweitert, desto weniger bleibt für ein von ihm verschiedenes Sorgen um andere noch Bedürfnis und Raum. Als das entwicklungsfähigere Prinzip ist so der Egoismus dem Altruismus überlegen. Der Idealzustand der Gesellschaft wäre demnach ein solcher, in welchem jeder mit *dem* wohlverstandenen Egoismus für sich selbst sorgt, der zugleich den Lebensbedingungen der Gesamtheit Rechnung trägt. Zum mindesten muß dies für

den Verkehr der Erwachsenen untereinander als Regel gelten. In der Familie freilich wird der Altruismus nie ganz zu entbehren sein, weil hier immer neue Individuen auf den Schauplatz treten, die einer kräftigen und erfolgreichen Wahrung der eigenen Interessen noch gar nicht fähig sind. Ein gleiches muß für das Verhältnis der Starken zu den Schwachen, der Gesunden zu den Kranken gelten; auch werden allgemeine Unglücksfälle immer zu hilfreicher Betätigung Anlaß geben, die jedoch um so viel weniger vom Einzelnen fordern wird, je allgemeiner sie ist. Die evolutionistische Ethik rechnet also auf eine annähernde Versöhnung des Egoismus und Altruismus in der vollendeten Gesellschaft. Für die so entstehende Allianz beider genügt dann ein einziger Name und ist der des erweiterten Egoismus der sachgemäßeste.

Blickt man auf die Grundgedanken dieser evolutionistischen Sittenlehre zurück, so wird man ihr fruchtbare Ideen nicht absprechen. Indem sie die Ethik zur Wissenschaft von den Gesetzen der höchsten Lebensentfaltung erweitert, eröffnet sie manchen überraschenden Ausblick. Am lehrreichsten ist wohl die Theorie von der doppelten Konstitution der Gesellschaft im Krieg und im Frieden und die darauf gebaute Charakteristik zweier Typen der Moral. Allein gerade hier ist nicht die Biologie, sondern die Geschichte die Führerin gewesen. Auch darf man fragen, ob die losere Verbindung der Gesellschaft im Friedenszustand so unbedingt den Vorzug verdient. Daß dagegen dieser weite Ausblick auch der Vertiefung der moralischen Erkenntnis zustatten gekommen wäre, kann man nicht behaupten. Die Zurückführung des Guten auf das Nützliche soll zwar durch eingeschobene Mittelglieder erleichtert werden, sie bleibt aber doch immer eine willkürliche und gewaltsame Behauptung; der alte Streit zwischen Egoismus und Altruismus wird zu keiner sicheren Entscheidung gebracht, und das Ideal einer absoluten Ethik nimmt sich in der evolutionistischen Umgebung recht fremdartig aus.

Am wenigsten wird man sich mit Spencers Erklärung des Gewissens zufrieden geben können. Wir sollen in ihm den organisch gewordenen Niederschlag früher gemachter Erfahrungen über das Nützliche sehen. Allein wer wider sein Gewissen handelt, wird regelmäßig dazu auch durch seinen Nutzen bestimmt werden, und zwar durch einen unmittelbar und deutlich vorgestellten Nutzen, während das Gewissen eine bloße undeutliche Ahnung des im

Durchschnitt vorteilhaften Verhaltens darstellt. Wie kommt es dann, daß die undeutliche Vorstellung des Gewissens eine stärkere Kraft der Motivierung ausüben kann als die deutliche? Hier muß doch auf der Seite des Gewissens ein überlegener Faktor stehen, den Spencer unbeachtet gelassen hat. Das Gute muß noch etwas anderes sein als ein Nachhall des Nützlichen.

Nicht minder muß die Annahme vom allmählichen Verschwinden des Pflichtgefühls Bedenken gegen die Höhenlage dieser Sittenlehre erwecken. Gewiß gibt es eine sittliche Charakterbildung und Gemütsveredelung, für die manches selbstverständlich wird, was vorher eines bewußten Entschlusses unter dem Einfluß einer Pflichtnorm bedurfte. Aber mit der fortschreitenden sittlichen Übung wächst zugleich die Einsicht in die ganze Tragweite der sittlichen Forderung. Hinter den kleinen und nächsten Aufgaben zeigen sich entferntere und größere. Ihre Erfüllung verlangt ein Wachstum der sittlichen Kraft. So wird sich der Vorwärtsstrebende immer von Anforderungen geleitet sehen, denen er noch nicht vollkommen entspricht und genügt. Wenn es wahr ist, daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst, so ist auch das andere nicht minder wahr, daß seine Zwecke stets seinem eigenen Wachstum voraus sind. Darum kann das sittliche Leben, sobald ihm nur das Ziel hoch genug gesteckt wird, nie über das Sollen hinauswachsen. In diesem ergeht an uns die Aufforderung des sittlichen Ziels, ihm mit Aufbietung unserer ganzen Kraft näher zu kommen. In der Anerkennung dieses nie verschwindenden Sollens denkt die idealistische Ethik weit fortschrittlicher als Spencers Evolutionismus, der den Menschen in der Anpassung an die Verhältnisse zum Gleichgewicht von Sollen und Sein gelangen läßt.

Besonders auffällig ist aber die mangelhafte Begründung, welche in Spencers Theorie die freiwilligen Dienstleistungen erfahren. Ein Motiv für solche wird gar nicht aufgezeigt; sie sind nur ein zufällig entstehender Überschuß der an das Gesamtleben angepaßten Tätigkeiten der Individuen über das allein begründete Maß der Gegenseitigkeit hinaus. Eigentlich müßte Spencer diesen moralischen Luxus untersagen; er bringt dem Handelnden selbst nichts ein und kann den Empfänger leicht in der Entwicklung seiner eigenen Kraft hemmen. Darum ist Spencer auch geneigt, solche hingebende Fürsorge auf den Kreis der Familie und auf besondere äußere Anlässe zu beschränken. Hier ist die Grundlage der Theorie nicht tief genug, um die Forderung der

Liebe zu tragen. Denn diese läßt sich freilich nicht als eine Erscheinung der Anpassung begreifen.

Ganz unverständlich muß es aber bleiben, wie das von Spencer geschilderte sittliche Handeln im handelnden Subjekt von der zweifellosen Gewißheit begleitet sein sollte, das Rechte zu tun. Menschen und Verhältnisse treiben auf dem rastlosen Strom der Entwicklung einem Ziel entgegen, das sich kaum in seinen allgemeinsten Umrissen erkennen läßt. An ein absolutes Endziel ist gar nicht zu denken; das hieße den Evolutionismus verabschieden. Wir müssen froh sein, wenn wir die nächste Phase der Entwicklung einigermaßen vorausberechnen können. Aber wie leicht können wir uns darin täuschen! Und doch soll an dieser Rechenkunst oder besser, da ein wirkliches Rechnen ja gar nicht möglich ist, an dem glücklichen Fall der richtigen Vermutung unser Rechttun, unser gutes Gewissen und unser sittlicher Charakter hängen? Wir begreifen sehr wohl, daß Spencer sich das ideale Bild einer absoluten Ethik geschaffen hat, um aus dieser Ungewißheit einen Ausweg zu finden. Allein es bleibt das eine unzulässige Anleihe bei einer völlig anders begründeten sittlichen Denkweise.

Soll der Evolutionismus für die Anschauung vom sittlichen Leben fruchtbar werden, dann muß er die Gleichsetzung des Guten mit dem Nützlichen verlassen, der Selbständigkeit des geistigen Lebens Rechnung tragen und darauf verzichten, die Geschichte nach den Prinzipien der Biologie verstehen zu wollen. Schließlich hat doch jedes Gebiet unserer Erkenntnis Anspruch darauf, nach seinen eigenen Gesetzen befragt und mit seinem eigenen Maß gemessen zu werden. Sollten wir das der Geschichte verweigern, der wir unsern geistigen Besitz verdanken und deren Bewegung unserem inneren Leben unvergleichlich näher steht als alles Geschehen in der Natur?

Um eine Fassung des Entwicklungsbegriffs, die der Eigenart des geistigen Lebens und seiner Entfaltung in der Geschichte Rechnung trägt, hat sich insbesondere W. Wundt bemüht. Bedeutungsvoll ist es schon, daß er diesen Begriff nicht der Biologie entlehnt, sondern ihn aus der Geschichte selbst gewinnt, indem er auf die psychischen Kräfte zurückgeht, die sich im Zusammenleben der Menschen betätigen und fortschreitend entfalten. Darum gibt er auch der von ihm festgestellten Form des Evolutionismus den Namen des Historismus. Verglichen mit der in der Natur zur Beobachtung kommenden Entwicklung eignet dem geschichtlichen Prozeß ein unvergleichlich höherer und reicherer Inhalt. Sein Ziel kann nicht darin bestehen, daß, wie dies bei Spencer der Fall ist, das Individuum sich der Gesellschaft anpaßt und auf diese Weise ein befriedigteres und harmonischeres Sonderleben gewinnt, auch nicht in dem Nebeneinanderbestehen der Völker, das kriegerische Katastrophen vermeidet. Erst in der Hervorbringung objektiver geistiger Werte in Kultur und Wissen, Sitte und Recht, Kunst und Religion löst die Menschheit die Aufgabe, die ihr gesteckt ist. Nur ein Ziel von diesem Gehalt ist imstande die Opfer des individuellen Glücks, ja der individuellen Existenz zu rechtfertigen, die seine Verwirklichung unablässig fordert.

Aber auch von dem historischen Prozeß selbst machen wir uns ein unzulängliches Bild, wenn wir bloß an eine Summierung individueller Leistungen denken wollten. Die Geschichte läßt vermöge der Kontinuität der Generationen und der Wechselwirkung der Personen ein spezifisch neues, sich mit jedem Schritt verändernes Geistesleben entstehen. Gilt für die Natur der Satz von der Erhaltung der Energie, so vollzieht sich im Fortschritt der Geschichte ein Wachstum der geistigen Energie. Seine Voraussetzung bildet das schon dem individuellen Geist eignende Vermögen der schöpferischen Synthese, d. h. die Fähigkeit durch Zusammenfassung gegebener Elemente eine mit neuen Merkmalen ausgestattete höhere Einheit zu erzeugen. Die Potenzierung dieses Vermögens in der geschichtlichen Wechselwirkung bringt eine Vermehrung des geistigen Kapitals hervor, mit dem die Menschheit arbeitet.

Schon Hegel hat erkannt, daß die in der Geschichte einander ablösenden Gegensätze nicht resultatlos einander aufheben, sondern dem Fortschritt in Erkenntnis und Organisation dienen. Wundt gibt diesem Gesetz eine festere Begründung, indem er den Fortschritt in der Form des Kontrastes durch die Lehre von der qualitativen Neuheit der historischen Resultanten unterbaut und er ergänzt zugleich Hegels Gedanken durch die Beobachtung, daß die Entwicklungstendenzen der einzelnen Teilgebiete des Kulturlebens stets eine innere Verwandtschaft aufweisen. So erst entsteht ein Gesamtbild von dem Gang der geschichtlichen Bewegung. Einen wichtigen Hebel dieser Bewegung bildet das von Wundt in die Auffassung der Geistesgeschichte eingeführte Prinzip der

Heterogonie der Zwecke. Es besagt, daß unsere Willenshandlungen die Tendenz in sich tragen, ihren ursprünglichen Zweck zu überschreiten. Dem zunächst gewollten, nahegelegenen und eng begrenzten Ziel substituieren sich unvermerkt neue Zwecke höherer und verfeinerter Art. Das staatliche Zusammenleben, ursprünglich dem Interesse der nationalen Selbsterhaltung dienend, wird zur Grundlage einer gemeinsamen Kultur. Das Wissen, ursprünglich ein Hilfsmittel im Kampf um die Existenz, wird zur Quelle geistiger Erhebung. Die Kleidung, zuerst ein Schutz gegen die Unbilden der Witterung, wird zum Ausdruck künstlerischen Geschmacks und persönlicher Würde. So wird die erreichte Stufe des kulturellen, sittlichen, religiösen Lebens kraft eines absichtslos sich vollziehenden Gesetzes zur Unterstufe einer über ihr sich aufbauenden höheren. Es wächst nicht nur der Mensch mit seinen höheren Zwecken; auch diese Zwecke selbst durchmessen eine aufsteigende Bahn und ihre Verwirklichung gewinnt an der schon bestehenden Praxis und Sitte einen Untergrund und festen Halt. Dieser Prozeß der geschichtlichen Lebensentfaltung und Lebenssteigerung nötigt uns schließlich, einen über die Individuen übergreifenden geistigen Zusammenhang anzunehmen, einen Gesamtgeist und Gesamtwillen, der die einzelnen Geister und Willen umfaßt und überragt, und das eigentliche und einheitliche Subjekt des geschichtlichen Fortschritts bildet.*)

Damit ist ohne Frage der Weg zu einer tieferen Erfassung der geschichtlichen Entwicklung gezeigt. Wir lernen es verstehen, wie die Menschheit dazu gelangt ist, über der Natur ein Reich der Kultur, der Sitte, des Rechts zu errichten, das sich nach seinen eigenen Gesetzen behauptet und entfaltet. Und sicherlich genügt es nicht, diesen Prozeß auf die schöpferische Tätigkeit der großen Individuen zurückzuführen; die Stämme, Völker und Rassen haben als psychische Einheiten höherer Ordnung an diesem Bau gearbeitet und ihre Eigenart in beharrenden Institutionen ausgeprägt. Und doch dürfen wir über dem anziehenden Bild, das der Historismus von dem Fortschritt der Menschheit entwirft, ein doppeltes nicht vergessen. Wenn er von einem Wachstum der geistigen Energie in

*) Vergl. W. Wundt, Logik, 2. Aufl. II, 2, S. 382—420; Ethik, 3. Aufl. I, S. 273 ff. und P. Petersen, Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts 1908.

der Geschichte spricht, so zeichnet er damit nicht ein Geschehen, das sich allezeit vollzieht und unfehlbar vollziehen müßte. Er hält sich an die günstigen Fälle, in denen aus geschichtlichen Bewegungen eine Erhöhung des geistigen Zustandes hervorgeht und sieht über die weniger erfreulichen Zeiträume des Stillstands und des Rückgangs hinweg, die sich zwischen jene Perioden des Fortschritts einschieben. Wir müssen auch hier den Optimismus der evolutionistischen Denkweise dadurch ermäßigen, daß wir neben den vorwärts treibenden Kräften auch die aufhaltenden und auflösenden Mächte ins Auge fassen, die nicht minder ausdauernd das Feld behaupten und oft genug das in langem Kampf Errungene bedrohen und entstellen. Zu dieser Einschränkung haben wir aber noch mehr Anlaß, wenn wir uns fragen, ob mit der Entwicklung der Kultur und des Wissens, der Sitte und des Rechts auch die Versittlichung des individuellen Willens verbürgt ist. Gewiß vollzieht sich mit dem Steigen der Kultur und der Ausbildung sittlicher Institutionen eine Veränderung auch des moralischen Zustandes. Die Rohheit wird aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängt und der gute Wille empfängt reichere Mittel der Betätigung. Allein dieser Einfluß greift doch nicht tief genug, um die sittliche Gesinnung selbst zu erzeugen. Wo sie fehlt, da bleibt es nach wie vor möglich, daß das Individuum die von der Gemeinschaft dargebotenen geistigen Güter in den Dienst seiner Genußsucht und Selbstsucht stellt. Soll darum aus dem geschichtlichen Fortschritt eine sittliche Erhebung der Menschheit hervorgehen, so bedarf es neben jenen objektiven Schöpfungen des Gesamtgeistes einer inneren Arbeit, die jeder an sich selbst zu leisten hat und die darauf abzielt, die verfeinerten und gesteigerten Lebensformen mit dem Gehalt eines lauteren und selbstlosen Strebens zu erfüllen.

Mag darum der Entwicklungsgedanke in seiner Anwendung auf das geschichtliche und sittliche Leben bisher übersehene Züge desselben ins Licht stellen und den Tatsachen der Veränderung und des Fortschritts ein erhöhtes Gewicht verleihen, ihre eigentliche Orientierung wird unsere Lebensanschauung auch in Zukunft durch die Gegensätze Natur und Geist empfangen, und ihr Gepräge wird dadurch bestimmt werden, nach welcher dieser beiden Seiten sie sich wendet. Gerade eine schärfere Fassung des Entwicklungsgedankens dürfte schließlich das Bedürfnis nur verstärken, darüber das Unveränderliche, Beharrende, Ewige nicht aus den

Augen zu verlieren. Dann wird man auch mehr als heute geneigt sein, mit der Tatsache zu rechnen, die, wie ich meine, mit deutlichen Zeichen in der Geschichte zu lesen steht, daß die Menschennatur und der Menschengeist nur innerhalb bestimmter, nicht allzuweit gesteckter Grenzen veränderlich sind. Trotz aller zutage liegenden Umgestaltungen weisen die Menschen der verschiedenen Zeitalter im Grunde ihres Wesens, in ihren Bedürfnissen und Charakterzügen doch eine recht weitgehende Ähnlichkeit auf. Jeder ernste Versuch, die Entwicklungslehre zu Ende zu denken, wird deshalb auch darauf führen, neben dem Werden ein Sein, neben der Veränderung ein beharrendes Wesen und hinter allem Wechsel die Einheit eines unverrückbaren Planes erkennen oder wenigstens ahnen zu lassen. Eine solche Behandlung der Entwicklungslehre wird aber nicht umhin können, in Gedanken auszumünden, die der Religion verwandt sind.

Vierte Vorlesung.

Die ästhetische Lebensauffassung.

Ihr relatives Recht. — Ihre Förderung durch die klassische Dichtung, die Romantik, Schopenhauer, Nietzsche. — Einseitigkeiten und Gefahren des Ästhetizismus.

Von dem Gegensatz des Naturalismus und des Idealismus ausgehend haben wir zuerst die naturalistische Lebensanschauung und dann als ihre erweiterten Formen den Utilitarismus und Evolutionismus besprochen. Unsere nächste Aufgabe scheint nun darin bestehen zu müssen, daß wir uns dem Idealismus zuwenden. In gewissem Sinne soll dies auch geschehen, allein wenn man unter Idealismus diejenige Auffassung des sittlichen Lebens versteht, die in ihm eine freie Schöpfung der Vernunft sieht, die handelnd nur ihr eigenes Gesetz verwirklicht, dann haben wir auf unserem Weg zum Idealismus erst noch eine Zwischenstufe zu passieren. Es ist dies die Stufe der *ästhetischen Lebensauffassung*. Ob wir berechtigt sind, sie hierher zu stellen, kann erst ihre Darstellung und Würdigung ergeben. Ihren Standpunkt können wir dahin charakterisieren, daß sie die höchsten Werte des Daseins im Reich des Schönen findet und darum von der Kunst, die das Schöne schafft und pflegt, die wirksame Veredelung des Lebens erwartet.

Was schön ist, das sagt uns ein unmittelbares Gefühl; und wenn auch bekanntlich die Menschen in ihrer ästhetischen Beurteilung keineswegs immer zusammenstimmen, so sind wir doch überzeugt, daß das wahrhaft Schöne die Kraft in sich trägt, sich früher oder später zur Geltung zu bringen. Sollen wir nun aber angeben, *warum* ein bestimmter Sinneseindruck schön ist, oder gar welche gemeinsamen Merkmale alle Gegenstände, die wir schön nennen, an sich tragen, so können wir durch eine solche Frage sehr in Verlegenheit gesetzt werden. Die Empfindung des Schönen scheint recht weit abzuliegen von allen Wegen der Reflexion, ja für die Begriffe, in denen wir uns von unseren Erfahrungen Rechenschaft geben, fast undurchdringlich zu sein. Auch eine Anfrage bei der Wissenschaft, die sich mit dem Schönen beschäftigt, der Ästhetik, würde uns kaum zu einem sicheren Ausgangspunkt verhelfen können. Sie sagt uns zwar, von wie vielen Seiten

her man das Geheimnis des Schönen zu ergründen gesucht hat, aber sie gibt uns keine einheitliche, allgemein anerkannte, das Wesen des Schönen vollständig erschöpfende Formel.

Unter diesen Umständen bleibt uns nichts anderes übrig, als uns auf die allgemeinen Eindrücke zu besinnen, die wir alle vom Schönen in der Natur und Kunst empfangen. Bemerkenswert ist zunächst schon der Umstand, daß *sowohl Naturgegenstände als Kunsterzeugnisse* das Merkmal des Schönen an sich tragen können. Das Schöne ist demnach nicht bloß ein planmäßiges Erzeugnis der menschlichen Vernunft, es ist auch ein Schmuck, den die Natur an sich trägt; ja es gibt Naturschauspiele von so überwältigender Schönheit, daß kaum ein menschliches Kunstwerk mit ihnen zu wetteifern vermag. Wir brauchen dabei nur an das Spiel des Lichts auf dem blauen Wasserspiegel, an einen Frühlingsmorgen in Wald oder Feld oder an einen herbstlichen Sonnenuntergang zu denken. Aber mit dem gleichen Recht schreiben wir einem Gemälde von Raffael, Rembrandt oder Böcklin, einer Symphonie von Beethoven oder Brahms, einer Dichtung von Shakespeare oder Goethe eine uns ergreifende und erhebende Schönheit zu. Kann aber die Saite des Schönen in unserem Gemüte ebensowohl durch eine Naturerscheinung wie durch eine menschliche Lebensäußerung zum Erklingen gebracht werden, so muß die ästhetische Empfindung und Stimmung wohl einer Sphäre unseres Lebens angehören, in der *Natur* und *Geistesleben*, Sinnlichkeit und Vernunft sich berühren und gleichsam eins werden. Schön ist weder ein bloßer Sinneseindruck für sich allein, ein Ton, eine Farbe, eine geometrische Figur, noch ein abstrakter Gedanke, die Idee der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit. Schön ist die sinnliche Erscheinung erst dann, wenn sie einer idealen Forderung unseres Gemüts entspricht und so belebend und befreiend auf uns wirkt. Schön ist auch eine Idee nur dann, wenn sie, von der Phantasie in sinnliche Erscheinung verwandelt, uns anschaulich und lebensvoll entgegentritt. Die Schönheit ist der Glanz, der da aufleuchtet, wo *Idee* und *Wirklichkeit*, die so oft voneinander abgekehrt sind, einander begegnen. Sie ist durch den Geist verklärte Natur, durch die Natur versinnlichter geistiger Lebensgehalt. Darum haben wir das Recht, das Reich des Ästhetischen zwischen das der Natur und das der reinen Idee in die Mitte zu stellen. *Schönheit ist der Widerschein der Idee in der Natur.*

Einen viel sichereren Boden betreten wir, wenn wir uns auf die *Wirkungen* des Schönen besinnen. Wir haben es dabei vorzugsweise mit den Wirkungen zu tun, welche die Kunst auf uns übt. Denn ihr Werk ist es, das Schöne zu schaffen, zu mehren und unsern Lebensweg damit zu schmücken. Durch sie erst wird das Schöne eine uns allezeit zugängliche Größe. Welche Bedeutung die Kunst damit für die Bildung der Menschen hat, brauche ich nicht erst zu schildern. Niemand, der sich einen Sinn für den Reichtum des menschlichen Gemütslebens bewahrt hat, wird ihr diesen Ruhm bestreiten. Seitdem der Mensch der Urzeit begonnen hat, seine Kleidung zu schmücken, seine kriegerischen Waffen zu verzieren, seine Wohnstätte gefällig zu gestalten, seine Arbeit und seine bedeutsamen Handlungen mit Lied und Musik zu begleiten, hat die Kunst die harten Notwendigkeiten des Daseins mit ihren anmutigen Schöpfungen umrankt, seine Feste geadelt, seine Härten gemildert, seine Schmerzen verklärt. So gehört sie mit zu den wohltätigen Mächten, denen wir unsere Gesittung verdanken. Ja man darf in ihr einen Maßstab für die Höhe sehen, die der Kulturstand eines Volkes erreicht hat. Nur wo auch die Kunst ihren Glanz über das Leben einer Nation ausbreitet, da hat mit der Erzeugung und dem Erwerb materieller Güter auch die innere Bildung des Gemüts Schritt gehalten.

Was die Kunst uns gibt, ist vor allem eine *Bereicherung* des Gemütslebens. Die Schwingungen der Seele, die aus unseren eigenen unmittelbaren Erlebnissen entspringen, sind zwar je nach Individualität und Lebensschicksalen mannigfach verschieden, aber sie sind doch für jeden Menschen in enge Grenzen eingeschlossen. Das weite und mannigfaltige Reich menschlicher Seelenzustände lernen wir ganz nur durch die Kunst kennen. Sie läßt uns ahnen, wie tief der Schmerz und wie hoch die Freude reicht, sie lehrt uns die Kraft eines heroischen Willens und das Gleichmaß einer ruhigen Seelenstimmung kennen. Sie erweitert unser Gemüt über die Schranken unserer Individualität hinaus und läßt uns die Fülle menschlicher Kräfte anschauen.

Eben damit tritt aber zur Bereicherung auch die *Befreiung*. Wie oft leiden wir unter der einseitigen Inanspruchnahme bestimmter geistiger Tätigkeiten. Unsere Arbeit hat unsere Aufmerksamkeit auf eine begrenzte, immer wiederkehrende Aufgabe konzentriert. Eine Dichtung, ein Tonwerk, eine Schöpfung der bildenden Kunst erschließt uns andere, weitere Regionen der Welt und

befreit uns dadurch von dem Druck, unter dem wir standen. Oder wir finden uns aus Gedankengängen und Stimmungen nicht heraus, in die der Verlauf des beruflichen und häuslichen Lebens uns hineingeführt und gleichsam festgebannt hat. Das Kunstwerk führt uns sachte in den weiten Raum allgemein menschlicher Anliegen zurück; es stellt unsere besonderen Interessen an den bescheidenen Ort, an den sie gehören, läßt neue Töne erklingen und macht uns dadurch empfänglich und frei für neue Gedanken und neue Aufgaben. Ja die Kunst verleiht auch den alten Aufgaben neue Beziehungen, neuen Reiz; zum mindesten setzt sie uns in den Stand, sie mit erfrischtem Sinn in einem neuen, anmutigeren Licht zu sehen. Mag uns auch der Beruf in einen engen Raum verweisen, das Herz ist doch wieder weit geworden, indem sich uns der freie Horizont des Menschheitslebens erschlossen hat.

Wir dürfen noch weiter gehen, die Kunst befreit nicht nur, sie *erzieht* auch. Wohl mögen wir manchmal uns zum Widerspruch herausgefordert fühlen, wenn heute in so vollen Tönen von der Erziehung durch die Kunst gesprochen wird. Allein man soll nicht widersprechen, ehe man den Redenden erst angehört hat — das gehört sicherlich zu einer guten Erziehung. Und da darf der Lobredner der Kunst mit Recht geltend machen, daß sie in gewissem Sinne auch eine Erzieherin ist. Die Kunst hat zwar nie die Leidenschaft, den starken Affekt, sei es Liebe oder Haß, Begeisterung oder Verzweiflung verurteilt, wie es die Moral oft getan hat und in bestimmten Fällen ohne Zweifel tun muß. Sie erfreut sich auch an dieser Kraftäußerung der menschlichen Seele und läßt uns ihre Wucht, ihren Glanz, ihre souveräne Herrschaft über alle dienenden Seelenkräfte empfinden. Aber sie *führt* uns als Kunst auch immer *über den bloßen Affekt* hinaus. Sie stellt das Gewaltsame unter die Herrschaft des Maßes, sie erweitert das Individuelle zum Typischen, in dem die Zufälligkeiten ausgelöscht werden, die jenem anhaften, sie macht aus dem Momentanen, das der Leidenschaft anhaftet, ein Dauerndes und entkleidet sie damit einigermaßen ihres pathologischen Charakters, sie löst die Dissonanzen des Moments auf in die Harmonie des Ganzen. Und so ist die Kunst zuletzt doch eine Gegnerin des Leidenschaftlichen in der Leidenschaft, sie führt uns aus dem Affekt hinüber zur Ruhe der Betrachtung, aus dem **Versenktsein in unsere Zustände zum Leben im Ganzen.** Sie

beschäftigt sich mit der Leidenschaft so, daß sie dieselbe zugleich mäßigt, reinigt, läutert. Sie zeigt dem Menschen, den ein Begehren gefangen nimmt, zugleich neben diesem mannigfache andere Quellen der Befriedigung und Erhebung. Damit ist ihre Bereicherung zugleich Befreiung und ihre Befreiung zugleich Erziehung. Wer darum den Werken der Kunst die Pforten seiner Seele öffnet, der wird durch sie von der Schätzung der *Kraft* unvermerkt zur Schätzung des *Maßes*, von der Freude am *Glanz* zur Würdigung der *Einfalt* und *Harmonie* zurückgeführt. Denn es liegt in ihrem Wesen, daß sie zwar auch dem Starken und Gesteigerten nicht aus dem Wege geht, ja es sucht und liebt, aber ihm doch immer seine Stelle im Ganzen anweist und dadurch zum Maß, zur ästhetischen Gerechtigkeit und Weisheit zurücklenkt.

Wir können darum nicht widersprechen, wenn man die Kunst eine Erzieherin der Menschheit nennt. Ob sie freilich die *eine, vollgenügende* Erzieherin ist, ob ästhetische Bildung die sittliche Bildung zur notwendigen Voraussetzung oder zur notwendigen Folge hat, ist eine andere Frage, die wir erst noch zu überlegen haben. Um dabei alle Gerechtigkeit walten zu lassen, geben wir erst den großen Vertretern der ästhetischen Lebensauffassung das Wort.

Niemand hat mehr für die künstlerische Lebensgestaltung praktisch gewirkt als *Goethe* (1749—1832). Erst für die gotische Kunst des Mittelalters, dann für die edle Einfachheit der antiken Kunst begeistert, hat er alles Treffliche, was sich ihm zur Anschauung darbot, sich vertraut gemacht, nicht weniges als dauernden Besitz um sich gesammelt. Den Weimarischen Hof macht er zum Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens seiner Zeit. Sein eigenes Leben zum Kunstwerk zu gestalten ist das Bemühen, das sich durch alle Wandlungen seiner Denkweise und Beschäftigung hindurchzieht. Seine Dichtung wächst aus den Erfahrungen und Interessen seines Lebens hervor, und die poetische Gestaltung ist ihm, wie er selbst sagt, ein Mittel, sich von der Macht der Gefühle und Stimmungen zu befreien, indem er in seinem Kunstwerk gleichsam sich selbst gegenständlich wird. Und doch kann man fragen, ob Goethe im eigentlichen Sinn des Wortes die ästhetische Lebensauffassung vertritt. Er erweist sich auch hier, wie er selbst sagt, „zu reich und mannigfaltig, um an *einer* Denkweise genug zu haben". Sein innerer Entwicklungsgang führt ihn von der Begeisterung für die unerschöpfliche Lebensfülle der Natur, die

alles Große und Gute hervorbringt, bis an die Schwelle, ja über die Schwelle einer idealistischen Lebensansicht, die aus dem Innern des Menschen Gesetz und Sitte entspringen läßt und in der Natur das Werk einer ewigen Vernunft verehrt. Was uns als die lebendige Mitte seines Strebens erscheint, die weit geöffnete *Empfänglichkeit für das Schöne*, das ist im Grunde für seine Lebensanschauung, wo er sie planmäßig ausspricht, doch nur ein Durchgangspunkt. In seinem Lebensroman *Wilhelm Meister* durchläuft der Zögling die Schule der Kunst; allein später wird sie durch die vornehme Gesellschaft abgelöst, und in der letzten Fortführung des Romans treten die praktischen Aufgaben der Erziehung und Staatsordnung in den Vordergrund. Nicht anders ist es in seinem *Faust*. Aus der Enge gelehrter Interessen heraus strebt der Held nach Berührung mit dem wirklichen Leben, nach Genuß und Macht. Aber nachdem er die Höhen und Tiefen des Lebens durchmessen hat, sammelt er sich zur gemeinnützigen, kulturfördernden Tat. Nicht minder deutlich spricht denselben Gedanken ein Wort aus den Wahlverwandtschaften*) aus. Es lautet: „Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten, es anders als in edler Tat zu gestalten." Das ist ein Bekenntnis des großen Dichters nicht zum genußfrohen Ästhetizismus, sondern zu dem praktischen Idealismus, der im sittlichen Wirken die Höhe und den eigentlichen Zweck des Daseins erkennt. Wir dürfen sagen, Goethe ist eben darin der große Mensch, daß er auch in der Würdigung des Schönen kein Genügen findet, sondern ein fruchtbares, geordnetes und stetiges Wirken für andere für unsere eigentliche Bestimmung hält.

Mit dichterischem Pathos und mit philosophischem Ernst hat *Schiller* (1759—1805) die Frage behandelt, was die ästhetische Bildung für den Menschen bedeute. Sein Gedicht „Die Künstler" schildert in glänzenden Farben und fast zu prunkvoller Sprache die erhabene Mission der Kunst. Sie ist des Menschen freundliche Trösterin in der Vergänglichkeit seines Daseins, sie entreißt ihn der Macht der niederen Begierden und macht ihn der sittlichen Freiheit fähig. Sie gibt ihm in anschaulichem Bilde die Wahrheit voraus, die er am Ende eines langen Weges denkend zu erfassen imstande ist. Neben dieser pädagogischen Mission, in welcher die Kunst als die Wegbereiterin der Sittlichkeit und der

*) Zweiter Teil, Kapitel 7.

Wahrheitserkenntnis erscheint, taucht aber noch ein zweiter bedeutsamer Gedankengang auf. Die Kunst ist auch die *Vollenderin der Bildung*. Die Erkenntnisschätze, welche die Wissenschaft aufhäuft, werden erst dann des Menschen freier und erfreuender Besitz, wenn sie zum Kunstwerk geadelt sind. So erscheint die Kunst zugleich als der letzte Siegespreis, der dem vorwärts strebenden Menschengeist zuteil wird. Freilich bleibt diese Würdigung der Kunst nur eine Episode. Das letzte Wort bleibt doch, daß die Kunst zur Menschenwürde und zur Wahrheit führt.

Weit nüchterner behandelt Schiller dasselbe Thema in den prosaischen Abhandlungen, die er ihm gewidmet hat, den Briefen *„Über die ästhetische Erziehung des Menschen"* und den Abhandlungen *„Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten"* sowie *„Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen"*. Die Bekanntschaft mit Kants philosophischer Moral veranlaßt ihn jetzt, den moralischen Wert der ästhetischen Erziehung erheblich einzuschränken. Das Sittliche, wird nun gesagt*), darf nie einen anderen Grund haben als sich selbst. Die Sittlichkeit einer Handlung beruht bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft. Dann kann aber die ästhetische Erziehung nicht unmittelbar den guten Willen erzeugen. Sie kann seine Entstehung nur begünstigen, ihm indirekt vorarbeiten, indem sie ein Hindernis des Guthandelns beseitigt. Das tut sie, indem sie die rohe Gewalt des Trieblebens bezähmt. Der *gute Ton* ist ein ästhetisches Gesetz, das uns die Gefühle beherrschen, die Affekte unterdrücken heißt. So wird der Schönheitssinn der *Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt*. Widerspricht er einer verwerflichen Handlung, so ist der Fall schon vor dem Forum der Gefühle entschieden und kommt gar nicht mehr vor die höhere Instanz der Vernunft. Lernt der Mensch edler begehren, so bedarf er keines Kampfs gegen die Triebe, keines erhabenen, heroischen Wollens. Gleichwohl dringt Schiller darauf, daß die Grenzlinie zwischen dem bloß ästhetischen und dem eigentlich moralischen Zustand nicht verwischt werde. Die Schönheit, heißt es in dieser Hinsicht, ist gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Der ästhetische Zustand läßt unsern intellektuellen und moralischen Wert ganz problematisch; aber er ist doch die notwendige Be-

*) Cotta'sche Bibl. der Weltliteratur; Schiller Bd. 15, S. 94 f.

dingung, zu einer klaren Einsicht und zu einer guten Gesinnung zu gelangen. Die Empfänglichkeit für das Schöne, dürfen wir zusammenfassend sagen, schafft dem guten Willen gewissermaßen den Raum für seine Entfaltung und eine gleichgestimmte Umgebung, in der er gedeihen kann.

Aber auch von Gefahren der ästhetischen Bildung ist nun die Rede. Schiller findet es beachtenswert, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.*) Er deutet zwar an, daß in solchem Fall auch das Schönheitsideal selbst ein anfechtbares sein möge; aber er findet die Tatsache doch des Nachdenkens wert. Und an einer andern Stelle warnt er eindringlich vor der ausschließlichen Herrschaft ästhetischer Maßstäbe. Die ästhetische Verfeinerung des Menschen führt zu launenhafter Willkürlichkeit, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschließend anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.**)

Wir sehen daraus, wie Schiller bei aller hohen Begeisterung für die Bedeutung der Kunst doch die sittliche Erziehung des Menschen nicht ausschließlich in ihre Hand gelegt wissen will. Der gute Wille stammt aus einer höheren, geistigeren Quelle. Er ist kein Geschenk der Natur, auch nicht der ästhetisch verklärten und geläuterten Natur. Und er muß gegebenenfalls imstande sein, sich gegen Neigung und Geschmack für das Gebot der Pflicht zu entscheiden. Aber die höchste Vortrefflichkeit des Menschen, das sagt er auch jetzt wieder, besteht doch darin, daß in ihm moralisches Gesetz und innere Neigung Hand in Hand gehen und die heroische Tugend sich verklärt zur „schönen Sittlichkeit".

Viel unumschränkter hat die Romantik das ästhetische Ideal als die allein maßgebende Lebensnorm geltend gemacht. Hatte die klassische Dichtung das antike Vorbild des schönen Maßes

*) Bd. 14, S. 128.
**) Bd. 14, S. 213 f.

festgehalten, so sprengt sie in jugendlichem Ungestüm diese Fessel. Sie entdeckt im menschlichen Gemüt eine innere Unendlichkeit, der keine festgeprägte Form genügen kann. Formlos, ins Unendliche schweifend, äußert sich der innere Drang. Der Subjektivität wird ein unbeschränktes Recht zugesprochen. Die Ursprünglichkeit wird in jeder Form, auch in der abenteuerlichsten, geschätzt und gepflegt. Die Individualität, die unvergleichliche Verschiedenheit der Menschen namentlich in der Region des Gefühls, der Phantasie, des Geschmacks wird recht eigentlich erst entdeckt und auf den Schild erhoben. Ohne Frage ist dadurch für die ästhetische Bildung viel neues Land gewonnen und manches alte Gut in volkstümlicher Dichtung und Sage aufs neue gewürdigt worden. Aber es konnte auch nicht ausbleiben, daß dieses revolutionäre, ästhetische Ideal mit seinem Widerwillen gegen Gesetz und Regel zu den unverrückbaren Normen der Moral in Gegensatz geriet. Besonders war es die durch gesellschaftliche und religiöse Sitte geweihte Institution der Ehe, mit der die sich aufbäumende Subjektivität in Konflikt kam. Überzeugt von dem alleinigen Recht der Neigung lehnte man sich auf gegen den Zwang der Pflicht und setzte im Eingehen wie im Lösen von Verbindungen die Willkür an die Stelle der sittlichen Ordnung. Kindliche Gemüter wie Novalis gingen harmlos durch diese Stürme hindurch, starke Charaktere wie Schleiermacher gelangten zu einer geläuterten Fassung der sittlichen Ideale, Naturen von weniger fester Prägung wie Fr. Schlegel wurden zu Taten und Bekenntnissen fortgerissen, welche die neue Richtung in den Augen sittlich ernster Menschen verdächtig machten. In dieser romantischen Strömung wurzelt die Lehre von dem höhern Recht des Individuums gegenüber den in der Gesellschaft herrschenden Moralbegriffen.

Fr. Schlegel hat für sie auch schon den Namen geprägt, den eine ähnliche Bewegung heute wieder auf ihre Fahne schreibt; er glaubt sich berufen, eine „neue Moral" zu stiften. Nun wird es niemand einfallen, am wenigsten einem Protestanten, der an eine fortschreitende Wahrheitserkenntnis in der Menschheit glaubt, eine Moral darum für gut zu halten, weil sie alt, oder darum für verwerflich, weil sie neu ist. Die Frage wird nur sein, ob eine wirkliche Moral dabei herauskommt, wenn man die Willkür des Subjekts für das höchste Gesetz erklärt. Das sittliche Leben bedarf fester, unwandelbarer, unbedingter Normen.

Geht mit ihnen die zarte Neigung der Seele, der innere Antrieb und sittliche Geschmack einig, so ist dies das Erfreulichste, was geschehen kann. Erweist sich aber dieser sittliche Geschmack als bloße sentimentale Anwandlung und vergängliche Laune, so müssen wir ihn für unfähig erklären, eine Moral zu begründen, und mit unserem sittlichen Urteil auf die Seite der harten Pflicht und der festen Ordnung treten. Wir könnten nichts Verhängnisvolleres tun, als Einrichtungen, an denen die sittliche Weisheit von Jahrhunderten gebaut hat, wie die Ehe, einer sentimentalen Auffassung preisgeben, welche die Zartheit der so wandelbaren Menschenseele durch bleibende Pflichtverhältnisse für gefährdet erklärt.*) Darüber hat der Ästhetiker Goethe, der Verfasser der Wahlverwandschaften, derb aber gesund geurteilt, wenn er einmal im Gespräch mit Kanzler Müller äußert: „Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt.“**) Jener genialen Freiheit der Willkür folgen zu allen Zeiten zwei schlimme Schatten. Der eine ist die launenhafte Inkonsequenz, die sie in das Leben des Individuums bringt; der andere ist die Untergrabung der gesellschaftlichen Ordnung, die keine Privilegien von Ausnahmemenschen duldet, sondern eine Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten fordert, um bestehen zu können.

Wo uns jedoch heute die ästhetische Lebensauffassung entgegentritt, da verrät sie meist in irgendeinem Maß den Einfluß Arthur Schopenhauers (1788—1860). Es erscheint zunächst seltsam, daß gerade eine pessimistische Denkweise, die dem Leben jeden Wert abspricht, eine begeisterte Prophetin der Kunst sein soll. Und doch ist es so. Ihre pessimistische Beurteilung alles menschlichen Schaffens und Erkennens dient dazu, alles Licht auf die Kunst und zuletzt auf eine Kunst, die Musik, zu konzentrieren. Um dies zu verstehen, müssen wir uns an zwei Grundgedanken Schopenhauers erinnern. Der eine betrifft das Rätsel der Welt. Dieses löst Schopenhauer damit, daß er das gesamte Dasein für die Betätigung eines einheitlichen, umfassenden Urwillens erklärt. Nicht bloß im Menschen ist der Wille die bestimmende Grundkraft; alle Bewegung der Körperwelt, alles Leben der Natur ist die Äußerung eines rastlosen, allgemeinen Willens, der in seinem blinden Drang vorwärts stürmt, immer neue Gestalten schafft und doch nie sein Ziel erreicht. In diese Bewegung sind auch wir verflochten; ihre unruhige Hast und ihr ziellosses Dahinstürmen macht unser Leben zum Leiden. Alles Wollen entspringt aus einem Mangel, also einem Leiden, und es endigt in einer Enttäuschung, also wieder einem Leiden. Aus diesem Kreislauf des Leidens gibt es nur einen Ausweg: Verneinung des Willens, Entsagung. Hören wir auf zu wollen, so versinkt mit uns diese leidensvolle Welt, deren trügerische Bilder nur ein Erzeugnis unserer Vorstellung sind.

Auf diese pessimistische Weltanschauung läßt sich nun natürlich keine Lehre von positiven Lebenswerten aufbauen. Das allein wahrhaft Wünschenswerte ist die Ruhe des Nichtseins (Nirwana). Unser Schaffen ist vergeblich und unser Denken ist trügerisch. Wohl aber gibt es für den Menschen, der vom Wollen nicht loskommen kann, gewisse Linderungsmittel. Er kann seinen Mitmenschen das Dasein erträglicher machen durch das Mitleid, das ihnen Leiden erspart, und durch die Liebe, die darnach strebt, sie von Leiden zu befreien. Allein diese moralischen Bestrebungen sind als Betätigung des Willens selbst nur eine Form der Lebensbejahung. Der höhere Weg ist der asketische Weg der Erlösung, die Verneinung des Willens. Wie nun aber im Mitleid eine Vorstufe der Erlösung liegt, so liegt auch in der Kunst eine Vorstufe der intellektuellen Befreiung. Sie ist die Trösterin der in einer Welt voll Schmerz und Trug gefangenen Menschen. Ihre willensfreie Betrachtung nimmt uns die Last vergeblicher Bemühung ab. In ihr ahnen wir die Wahrheit, dringen durch die Hüllen hindurch, mit denen uns der Grund der Dinge verschleiert ist. Insbesondere ist es die Musik, in der wir das Pulsieren des Urwillens als passive Zuschauer erleben. Hier vernehmen wir sein Stürmen und Drängen, sein Seufzen und Klagen und sein nur zu bald wieder von Schmerz verschlungenes Aufjubeln in vergänglicher Lust. So bleibt, nachdem alle anderen Lichter auf der Lebensbühne ausgelöscht sind, im Grunde nur die Kunst übrig, als die tröstende Leuchte, die uns das Dasein erträglich macht. Sie teilt sich zwar in diese Rolle mit der Moral, aber sie hat vor dieser den Vorzug, daß sie tiefer schaut, uns

*) Ich denke dabei an Schriften wie die von Ellen Key, die ich nur zu den sehr unbedachten Versuchen moralischer Reform rechnen kann.

**) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt, 3. Aufl., S. 175.

mit dem Urwillen in unmittelbaren Kontakt bringt und uns so bis an die Schwelle der höchsten Erkenntnis vordringen läßt.

Wir verstehen es, daß diese Kunstphilosophie auf pessimistischer Grundlage der Stimmung und dem Bedürfnis vieler entgegenkam. Sie hat einem durch rastlose Arbeit ermüdeten und durch deren Erfolg doch nicht gesättigten Zeitalter aus der Seele gesprochen und ihm in der Kunst ein Trostmittel gezeigt, das man schätzen konnte, auch wenn man das Ideal des asketischen Heiligen nicht gar zu ernst nahm. Hatte doch auch sein Urheber selbst in bezug auf die Willensverneinung gesagt, ein Philosoph sei nicht verpflichtet, zugleich ein Heiliger zu sein.*)

Von der ästhetischen Lebensauffassung im Stile Schopenhauers ist anfänglich auch Friedrich Nietzsche (1844—1900) ausgegangen. Seine erste Periode zeigt ihn uns wesentlich auf diesem Standpunkt. Unter Ablehnung aller wissenschaftlichen und politischen Ideale, unter Zurückstellung auch der moralischen verkündigt er das alleinige Recht der ästhetischen Bildung. Sie ist es, die den Menschen zum Menschen macht. Kultur ist wesentlich ein ästhetischer Begriff, sie ist Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes. Und der Zweck der Kultur, der Genius, ist der produktive Künstler, der Mensch, der sein Leben selbst zum Kunstwerk gestaltet und damit erhöhend und befreiend auf seine Umgebung einwirkt. Die Verwirklichung dieses Genius verehrt er in Richard Wagner; er und Schopenhauer sind die großen Erzieher, für die er Dankbarkeit fordert.

In einer zweiten intellektualistischen Periode betritt Nietzsche selbst den Weg dessen, den er der philisterhaften Seichtigkeit und Mittelmäßigkeit beschuldigt hatte, den Weg des Dav. Fr. Strauß, er wird ein Schüler der Erfahrungswissenschaft, ein Freigeist und Aufklärer. Nun sinkt die Kunst auf eine tiefere Stufe herab; sie ist nur eine kindliche Vorahnung der Wahrheit. Dafür steigt die Wagschale der Wissenschaft. Sie muß durch ihre kritische Bearbeitung der Sittenlehre und der Weltanschauung den Grund zu einer neuen, freien Kultur legen.

Allein dieser Standpunkt bildet nur eine Episode in Nietzsches Gedankenarbeit, die, in welcher er am wenigsten er selbst ist und am wenigsten Eigenes zu sagen hat, wenn auch manche Ergebnisse dieser zweiten Periode in der dritten nachwirken. Diese

*) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung I^7, S. 458.

selbst bedeutet ein neues Emporkommen des ästhetischen Ideals, freilich mit einer bedeutsamen Modifikation. Der pessimistische Hintergrund, den er von Schopenhauer übernommen hatte, verschwindet, er will „Ja sagen zum Leben". Sein Ideal wird darum der vornehme und machtvolle Mensch, dessen herrischer Lebenswille sich als Wille zur Macht betätigt. Ja diese Aussöhnung mit dem Leben geht so weit, daß nun die Natur als die Quelle aller hohen und edlen Kräfte erscheint und die Kultur als ein Irrweg, der den Menschen verkleinert und einschränkt, verurteilt wird. Alles was das Leben fördert und erhöht, auch das Wilde, Harte und Grausame wird gepriesen; alles was Selbstbeschränkung Mitleid und Demut predigt, als Erfindung der Priester und idealistischen Philosophen mit Leidenschaft bekämpft. Nietzsches Übermensch ist kein Kulturmensch, er ist der freie Sohn der Natur, zum Herrschen geboren und bereit, seinen herrischen Instinkten ohne Vorbehalt zu folgen. Egoismus ist das materiale, Vornehmheit das formale Prinzip seiner Moral. Die Masse hält sich der höhere Mensch mit dem „Pathos der Distanz" vom Leibe. Eine soziale Frage gibt es für ihn nicht, und so kann sie ihn in seiner despotischen Vornehmheit nicht stören.

Es ist unverkennbar, daß dieses ästhetische Lebensideal einen starken Einschlag von Naturalismus in sich trägt. Und doch würden wir dem feinsinnigen Nietzsche Unrecht tun, wenn wir das alles so kraß naturalistisch verstehen wollten, wie es oft klingt. Nichts liegt ihm ferner, als eine neue Barbarei heraufbeschwören zu wollen. Sein Übermensch soll doch zugleich alle geistige Feinheit, alle Weisheit und Bildung vergangener Zeitalter besitzen, alle technischen Fortschritte und allen Luxus der Gegenwart gebrauchen. Es ist wesentlich persönlich bedingt, daß Nietzsche gerade die Züge der natürlichen Kraftfülle so nachdrücklich unterstreicht; ja man darf sagen, seine Verehrung der Stärke rein als solcher ist physiologisch motiviert in dem Kraftbedürfnis des Kranken, der dieses Bild entwirft. Es ist aber auch, und das ist uns noch wichtiger, in dem ästhetischen Gesichtspunkt begründet, unter dem Nietzsche auch das moralische Problem behandelt. Die moderne Kultur mit ihrer Einseitigkeit, ihrer Formlosigkeit, ihrer Unnatur erregt sein Mißfallen. Und nun stellt er ihr eine Kultur gegenüber, die frei, großartig, wild, hart, romantisch ist. Wir müssen ihn dabei vor allem als Dichter, als Künstler beurteilen. Er schildert uns eine schauerlich-schöne Welt, die stark auf die ästhe-

tische Empfindung wirkt. Die ästhetische Betrachtung hat hier die moralische Beurteilung völlig verdrängt. Der beste Beleg dafür ist wohl der Rat, den er dem Verteidiger eines Verbrechers gibt, statt jeder anderen Entschuldigung das schauerlich Schöne der Tat seines Klienten hervorzuheben. Das kann nur ein Mann sagen, der ausschließlich in formal ästhetischen Kategorien denkt und sie auch da anwendet, wo jedes richtige Gefühl sie zurückweisen muß.

Nietzsches angebliche Herrenmoral ist in Wirklichkeit keine Moral, sondern eine Einmischung der Ästhetik in das Geschäft der Moral. Sie ist Immoralismus, wie er sie selbst genannt hat, *ästhetischer Radikalismus*, wie wir sie nach ihrer positiven Eigentümlichkeit bezeichnen können. Darum sollte man aber auch nicht davon reden, daß Nietzsche ein neues sittliches Ideal entdeckt hätte. Er hat ein ästhetisches Ideal geschaffen, das auch unter dem Gesichtspunkt des Schönen nicht immer einwandsfrei ist. Sittliche Ideale zu entdecken, ist überhaupt nicht so leicht, wie es sich manche unserer heutigen Schriftsteller denken. Ein solches muß vor allem zwei Ansprüchen genügen, es muß den, der ihm folgt, zu einer *Freiheit* führen, die von Willkür weit verschieden ist, und es muß geeignet sein, die *Existenzbedingungen der Gesellschaft zu schützen* und zu *festigen*. An beiden Maßstäben gemessen ist aber dieses neuromantische Ideal ebenso unzulänglich, wie das immerhin maßvollere Rousseaus und der älteren Romantik.

Es ist nicht schwer, von der Besprechung Nietzsches den Übergang zu finden zu der Bezeichnung der Einseitigkeiten und Gefahren der ästhetischen Lebensauffassung. Eine Hauptgefahr liegt zunächst in der *Überschätzung der Form*. In der Natur sehen wir überall, wie die Formen der Ausdruck für den inneren Lebenstrieb sind. Darum hat jede eigentümliche Einheit von Kräften ihre besondere charakteristische Form. Auch von der ernsten Kunst erwarten wir dasselbe. Die Architektur soll keine mächtigen Säulen verwenden, wo nichts zu tragen ist. Der Redner soll keine großen Worte machen, wenn er nichts Bedeutsames zu sagen hat. Die schöne Form überhaupt hat nur dann ein Existenzrecht, wenn sie das *Kleid eines bedeutsamen Inhalts* ist. Sie für sich allein auffassen, hochschätzen und pflegen, heißt an der Oberfläche der Dinge haften. Hinter dem Schönen wollen wir das Gesunde, Kraftvolle, sittlich Gute, mit einem Wort das Gehaltvolle wissen;

sonst ist die schöne Form ein täuschendes Aushängeschild. Die ästhetische Lebensauffassung bedroht uns nun aber eben mit einer Scheinbildung, welche die Formen wichtig nimmt, ohne sich um den Inhalt, dessen Form sie sind, weiter zu kümmern. Eine solche Bildung ist innerlich hohl. Sie baut Theaterdekorationen auf und empfiehlt sie uns als Wohnhaus. Sie bietet uns Konfekt, wenn wir nahrhaftes Brot verlangen. Darum lassen wir uns die ästhetische Bildung nicht als Ersatz für die moralische aufreden. Wir wollen die schöne Form in Ehren halten, aber wir wollen uns noch mehr darum bemühen, daß wir einen tüchtigen Inhalt in ihr zu bergen haben. Denn es geschieht in der organischen Natur wie im geschichtlichen Leben immer wieder, daß der lebendige Inhalt sich eine angemessene und schöne Form schafft, während kein Beispiel bekannt ist, daß eine schöne Form sich auch ihren Inhalt geschaffen hätte.

Aus dem wichtigtuenden Kultus der schönen Form entspringt aber psychologisch weiter ein *Mangel an Ernst*. Formen beschäftigen wohl die Phantasie, aber sie bieten uns keinen Inhalt für den Willen. Gewiß ist es für den Künstler ein arbeits- und entsagungsvoller Lebensberuf, das Schöne zu schaffen. Er trägt und bewegt in sich den Inhalt, den er in der Form versinnlicht. Er bedarf nicht nur einer Summe von technischem Können und physischer Arbeit, sondern auch eine Fülle von Nachdenken, Erfahrung und Fleiß. Dagegen darf für niemanden, der nicht Künstler oder Kunstgelehrter ist, die bloße genießende Beschäftigung mit der Kunst das vorwaltende oder gar ausschließliche Lebensinteresse sein. Wer diese Dinge zu einer Wichtigkeit ersten Rangs emporhebt, der leidet notwendig Schaden am Ernst seines Wollens. Kunstgenuß soll, wann er auch stattfindet, eine Art von Sonntagsfreude sein; aber das Leben keines ernsten Menschen darf aus lauter Sonntagen bestehen. Wir alle kennen den Typus des „Ästheten", des Mannes, der ohne den Beruf zum Künstler zu haben, doch in der Peripherie der Kunst lebt, einen ordentlichen Beruf zu prosaisch, zu unästhetisch findet, auf dessen Stirne es geschrieben steht, daß er am Leben leidet, während er in Wirklichkeit nur an seinen Launen und an seiner Blasiertheit krankt. Es ist ein gutes Zeichen, daß dieser Typus anfängt, zur komischen Figur zu werden. Mag er dem Satiriker und Humoristen ein dankbarer Stoff bleiben und uns dafür im wirklichen Leben um so seltener begegnen!

Endlich kann die ästhetische Lebensauffassung ihrer Natur nach immer nur die Denkweise einer sozial bevorzugten Klasse sein. Die ernste körperliche und geistige Arbeit hat zuviel Herbes, Rauhes und Mühsames an sich, um je ganz ästhetisch verklärt zu werden. Eine ästhetische Lebensauffassung verkündigen heißt darum eine neue Scheidewand aufrichten zwischen dem arbeitenden Volk und den wenigen, die sich mit dem Glanz des Daseins umgeben können. Darin liegt aber ein ernster Einand gegen die Zulänglichkeit der bloß ästhetischen Bildung. Eine wirkliche Kultur bedarf der Fühlung nach oben und unten, sie muß im besten Sinn des Wortes volkstümlich sein. Nur so wird sie ein Einheitsband für das Volk; nur so bleibt sie vor Einseitigkeit bewahrt. Und worin sollte sonst ein Volk dringender der Einheit bedürfen als in den Idealen, die ihm voranleuchten!

Ich habe von einigen Gefahren der ästhetischen Lebensauffassung gesprochen. Ich möchte aber lieber mit einem anerkennenden, womöglich versöhnenden Wort schließen. In der schönen Form liegt freilich nicht der Kern des Lebens. Aber wo dieser tüchtige, sittliche Kern vorhanden ist, da gibt es für ihn doch kein schöneres Kleid als das, welches die Kunst ihm bereitet. Als letzte Blüte und höchste Probe der sittlichen Durchbildung lassen wir gern den edlen Geschmack, die maßvoll schöne Lebensführung gelten. Ein wirklich gebildeter Mensch wird immer auch den Trieb empfinden, seiner Umgebung das Gepräge der Harmonie zu geben. Kommen wir auf diesem Weg zur Freude am Schönen, zur Schätzung der Kunst, dann fügen wir nach jenem Wort des Dichters „zum Guten den Glanz und den Schimmer", dann ist uns die Kunst, so viel oder so wenig von ihr wir um uns vereinigen, kein eitler Flitter, sondern der Ausdruck der inneren Wahrheit.

Fünfte Vorlesung.

Der sittliche Idealismus.

Sittengesetz und Autonomie. — Kant und Fichte. — Das Problem der Verwirklichung des sittlichen Ideals. — Lösungsversuche von Schleiermacher und Herbart.

Von der ästhetischen Lebensauffassung herkommend, wenden wir uns nun dem sittlichen Idealismus zu. In gewissem Sinne haben wir uns schon in der letzten Vorlesung auf dem Boden des Idealismus bewegt, denn wir sind berechtigt, die ästhetische Lebensauffassung, wie sie uns bei Schiller, teilweise auch bei Nietzsche entgegentritt, als *ästhetischen Idealismus* zu bezeichnen. Neben ihm stehen aber zwei andere Formen des Idealismus, die ohne Zweifel älter sind als er. Vor allem der *erkenntnismäßige* (intellektualistische) *Idealismus*, der dieser sinnlichen Erfahrungswelt eine Ideenwelt gegenüberstellt, die wir nur in unserem Denken erfassen, und der in Bau und Zusammenhang der Natur wie im Lauf der Geschichte zuletzt das Werk dieser Ideen erblickt. Einen Idealismus in diesem Sinne hat im Altertum vorbildlich und mit langer Nachwirkung *Plato* vertreten, und vor hundert Jahren ist ihm *Hegel* darin gefolgt. Dieser Form des Idealismus liegen vor allem die Rätsel des Denkens am Herzen; sie will uns aus dieser wandelbaren und widerspruchsvollen Welt in eine Region emporführen, in der die Ruhe und Stille leidenschaftsloser Betrachtung herrscht und der Begriff eines jeden Dinges seine reine, volle und gediegene Verwirklichung findet. Allein mit dieser durch die Arbeit des Erkennens geschaffenen Ideenwelt verbindet sich fast unvermeidlich auch eine sittliche Betrachtung; diese Ideen, in denen unsere Erkenntnis ausruht, werden zugleich zu *Normen*, zu Vorbildern für unser Handeln. Wir sollen jedes Ding so behandeln, wie es seinem Urbild in der Ideenwelt gemäß ist. Der ideale Mensch, der ideale Beruf, der ideale Staat soll unser Handeln in dieser Sinnenwelt leiten. Doch ist diese sittliche Bedeutung immer erst eine zweite Funktion der Ideenwelt; ihre erste ist, daß sie unserem Denken die höchste Wahrheit zugänglich macht, und nur im Denken kann man den Eingang in sie finden.

Eine andere Bewandtnis hat es mit dem willensmäßigen, dem eigentlich *sittlichen Idealismus*. Ihm sind die praktischen

Aufgaben des Menschen wichtiger als alle Denkrätsel. Er sieht das Unglück unserer Erfahrungswelt nicht sowohl im falschen Denken als im falschen Wollen. Darum stellt er dem Tun und Treiben der Menge die ideale Welt eines reinen Willens entgegen. Sein Ideal ist der Zustand eines vernünftigen Wollens aller, das nicht durch Antriebe des Augenblicks, nicht durch einseitige Privat- oder Parteiinteressen, sondern durch allgemeine, in der Vernunft selbst gegründete Gesetze beherrscht wird. Der Gegensatz von Wirklichkeit und Ideal ist für diese Form des Idealismus nicht weniger scharf als für die erkenntnismäßige. Die Welt des reinen Willens ist nicht diese gegebene, in welcher so viel Laune und Willkür, so viel Unwahrhaftigkeit und Eitelkeit herrschen; sie muß erst erschaffen werden durch den Willen, der sich selbst gefunden hat. Sie kann nur das Werk des höchsten Lichtes sein, das wir besitzen, der Vernunft, und sie kann nur verwirklicht werden durch die oberste Kraft, die wir in uns tragen, die Freiheit. Sittliches Leben kann nur ein solches sein, das wir nach Gesetzen der Vernunft frei erschaffen.

Offenbar besteht aber zwischen dem erkenntnismäßigen und dem sittlichen Idealismus ein engerer Zusammenhang als zwischen einem von diesen und dem bloß ästhetischen Idealismus. Der ästhetische Idealismus ist wesentlich gefühlsmäßig; darauf beruht sein einschmeichelnder Reiz. Er ist wesentlich individuell und verweist jeden an die Leitung seines Geschmacks. Er verharrt damit in einer Region, in welcher die Empfänglichkeit vorherrscht, das Geleitetwerden durch Eindrücke, das Naturhafte an unserem Wesen und Verhalten. Die beiden anderen Formen des Idealismus wenden sich an die Kräfte des Menschen, die von innen heraus schaffen, die denkende Vernunft, den freitätigen Willen. In diesen Kräften tritt das zutage, was an uns nicht Natur ist, sondern eigener Erwerb, was nicht individuell ist, sondern allgemein menschlich. Und da es kein Denken gibt ohne Sammlung des Willens und kein geordnetes Wollen ohne die Vorarbeit des Denkens, so treten der erkenntnismäßige und der willensmäßige Idealismus in einen engen Bund. Klares Denken und festes Wollen gehören unter sich weit enger zusammen als Lebendigkeit und vielseitige Empfänglichkeit des Gefühls. Darum besteht auch zwischen den Idealisten der Erkenntnis und des Willens eine viel größere Familienähnlichkeit als zwischen diesen beiden Gruppen und den Vertretern des ästhetischen Idealismus.

Immerhin haben wir Grund genug, diese drei Formen des Idealismus zu unterscheiden. Daß doch zuletzt jede ein anderes Ziel verfolgt, wird uns am deutlichsten werden, wenn wir uns ihre dreifache Antwort auf die Frage vergegenwärtigen: Wann entspricht der Mensch seiner Bestimmung? Der ästhetische Idealismus sagt: Wenn er künstlerisch genial ist. Diese Antwort haben wir am unumwundensten von Nietzsche (in seiner 1. Periode) vernommen; der erkenntnismäßige Idealismus sagt: wenn er weise ist; daraus folgt dann das rechte Verhalten schon von selbst. Das war die Antwort, die Plato seinem Sokrates in den Mund legt und die in einem weniger großartigen Sinne auch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts ihm nachgesprochen hat. Der sittliche Idealismus dagegen sagt: wenn er seinen Willen dem Gesetz der Vernunft unterwirft und dadurch frei wird.

Die zwei Grundgedanken des sittlichen Idealismus sind darum Sittengesetz und Autonomie. Wir können uns dafür auf einen unverdächtigen Zeugen berufen, unverdächtig, weil er sich selbst nie ganz zu diesem sittlichen Idealismus bekennen mochte und doch das Bedeutsame an ihm mit tiefem Blick erfaßt hat. Goethe äußert einmal in seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller: „Die Moral ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unseren persönlichen Anforderungen und den Gesetzen eines unsichtbaren Reiches. Sie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden ... Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf und wie überstreng er sie auch ... ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben.“*) Damit ist die geschichtliche Rolle wie die bleibende Bedeutung des sittlichen Idealismus in treffender Weise charakterisiert. Er wollte und will aus der Moral das Schlaffe und das Knechtische vertreiben. Schlaff ist eine Moral, die den Menschen den wechselnden Anwandlungen der Neigung und Laune überläßt. Diese Schlaffheit verschwindet auch dann nicht, wenn man dem zufälligen Belieben des Menschen das weiterblickende Auge des Verstandes einsetzt. Er lernt dann zwar der Lust des Augenblicks diejenige vorziehen, die von längerer Dauer ist, er setzt an die Stelle des Vergnügens den Vorteil. Aber zu einem

*) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Herausgegeben von Burkhardt, 3. Aufl. S. 23.

festen und sicheren Gang bringt er es auch dadurch nicht. Er muß von Fall zu Fall mit den Mächten rechnen, die ihn begünstigen und emportragen können, und er kann die Bewegungen, die sie von ihm verlangen, am gewandtesten mitmachen, wenn er sich möglichst wenig mit Überzeugungen und Grundsätzen belastet, vielmehr durch möglichste Biegsamkeit seines Wesens sich auf jede Schwenkung und Wandlung einrichtet. Schlaffe Moral ist jede, die dem Menschen sagt, es gelte irgendwie genußreich, bequem und glücklich zu leben, gleichviel, auf welchem Wege dieses Ziel erreicht werde. Dieser Schlaffheit tritt der sittliche Idealismus entgegen, indem er sagt: nicht auf dein Glück kommt es an, sondern darauf, daß du das Gesetz deines Wesens erfüllst, dem sittlichen Gesetz gehorsam wirst. Nur das Sittengesetz kann einen *festen Kurs*, einen sicheren Takt in deine Lebensbewegungen bringen, aus dir ein vernünftiges, charaktervolles, wahrhaft persönliches Wesen machen.

Mit der Schlaffheit des sittlichen Verhaltens hängt aber auch seine knechtische Art eng zusammen. Gerade der schlaffe Wille empfindet das Bedürfnis einer Anlehnung, eines äußeren Halts. Die Erfahrung bleibt auch dem Oberflächlichen nicht erspart, daß sich auf wechselnde Neigungen und vorübergehende Anläufe kein noch so bescheidener Lebensplan bauen läßt. Und da ist es gerade dem schwachen und unerzogenen Willen am bequemsten, sich von den Mächten leiten zu lassen, die in seiner Umgebung in Ansehen stehen, von der öffentlichen Meinung, dem Herkommen, der geltenden Sitte. Jede Autorität, auch die schlecht begründete, heißt er als Stütze willkommen, um nur nicht selbständig gehen zu müssen. Diesem sklavischen Sinn in moralischen Dingen tritt der sittliche Idealismus entgegen mit seiner Forderung der *Autonomie*. Sie besagt, daß der sittliche Mensch nur einem Gesetz unterworfen sein kann, das er selbst frei anerkennt. Im Grunde ist dieser Grundsatz der Autonomie, der sittlichen Selbstgesetzgebung, nur eine Folgerung aus der Tatsache, daß das Sittengesetz das Gesetz der Vernunft selbst ist. Ist das Gute die Vorschrift der Vernunft, so ist es für ein vernünftiges Wesen keine fremde Zumutung, sondern ein Ausfluß seines eigenen Wesens, der Ausdruck seines wahren, vernünftigen Willens. Er ist selbst am Erlaß dieser Vorschrift mit beteiligt, wie ein freies Volk an den Gesetzen mit beteiligt ist, die sein bürgerliches Leben ordnen.

Aber wir müssen uns wohl merken, daß diese Selbstgesetzgebung vom Menschen eben nur insofern und insoweit gilt, als er *vernünftig* ist. Es kann darum ganz wohl geschehen, daß er sich von diesem eigenen Gesetz beschwert und eingeengt fühlt, sofern er eben nicht vernünftig ist, sondern von Begierden und Leidenschaften fortgerissen wird. Die sittliche Autonomie ist kein Freibrief für irgendeinen Anspruch, den wir im Interesse unserer Trägheit, unseres Egoismus, unserer Genußsucht zu erheben belieben. Sie ist unausweichlich an die Bedingung geknüpft, daß wir unseren Willen erst reinigen von allen Beimischungen sinnlicher oder egoistischer Art. Dieser reine Wille, der nur auf die Stimme der Vernunft hört, ist dann reif dafür, sich selbst zu gebieten. Er wird aber kraft seiner Selbstgesetzgebung nie eine andere Vorschrift aufstellen als die, in welcher er die Stimme der Vernunft vernimmt. Wer darum unter Freiheit zufälliges, willkürliches Belieben versteht, das Recht, zugunsten des eigenen Ichs Ausnahmen aufzurichten, für den kann die recht verstandene Losung der Autonomie gar nichts Verlockendes haben. Sie ist *Freiheit und Gehorsam* in Einem. Wenn ein und dasselbe Wesen gebietet und gehorcht, so setzt das voraus, daß es eine Seite an sich hat, die der Vernunft angehört und darum gebieten kann, und eine andere, die noch außerhalb der Vernunft steht, der Natur, der Sinnenwelt zugehört und darum gehorchen muß. Man kann darum den hohen Vorzug, sein eigener Gesetzgeber zu sein, nur um den Preis genießen, daß man auch willig ist, sich selbst zu gehorchen, d. h. der Stimme der Vernunft zu gehorchen, die in uns vernehmbar wird.

Es handelt sich demnach bei der Autonomie, die der sittliche Idealismus lehrt, nicht um die Vollmacht, sittliche Ideale nach unserem Belieben zu schaffen, es handelt sich um die Forderung, die sittlichen Ideale *frei anzuerkennen, die im Wesen der Vernunft gegründet sind*. Freies Wollen gibt es hier nur in der Form des vernünftigen Wollens. Alle andere Freiheit ist bloß trügerische Scheinfreiheit, die uns früher oder später mit dem Gesetz unseres Wesens in Widerspruch bringt, eben darum aber auch mit dem Gesamtleben, soweit es vernünftig geordnet ist, in Konflikte verwickelt. Ein anderer, aber gleichfalls bestimmt begrenzter Sinn der Autonomie des sittlichen Subjekts wird uns an einer späteren Stelle unseres Wegs noch beschäftigen müssen.

Mit dem, was hier über Sittengesetz und Autonomie gesagt wurde, sind zu einem guten Teil schon die Gedanken des Mannes

gezeichnet worden, den wir als den Begründer des sittlichen Idealismus zu betrachten haben, Immanuel Kants (1724—1804).

Was Kants sittliche Gedankenarbeit auszeichnet, ist nicht der weite Umblick auf die mannigfachen Gestaltungen des sittlichen Lebens; darin steht der zurückgezogene Gelehrte, der in seinem Leben nie über die nähere Umgebung Königsbergs hinausgekommen ist, hinter den meisten anderen Bearbeitern der Ethik zurück. Seine Größe liegt auch nicht in der schöpferischen Intuition, die neue Ziele schaut und verkündigt; sie liegt vielmehr in der unermüdlichen Geduld, mit der er in die Tiefe gräbt, um ein festes Fundament des sittlichen Lebens aufzudecken. Als solchen festen Grund kann er nicht das moralische Gefühl gelten lassen. Gefühle kommen und gehen; sie sind ein Geschenk des Augenblicks, ein Spiegelbild unserer jeweiligen körperlichen und geistigen Verfassung. Wer sein Handeln von ihnen abhängig machte, würde niemals zu einer planvollen und stetigen Gestaltung seines Lebens gelangen. Aber auch die verstandesmäßige Fixierung bestimmter Erfolge und die klug berechnete Herbeiführung ihres Eintretens ist nicht geeignet, unserem Handeln die sichere Bahn vorzuzeichnen, die den sittlichen Charakter ausmacht. Die Erfolge unseres Handelns hängen nicht von der Reinheit und dem Ernst unseres Willens ab, sondern von dem unübersehbaren und unberechenbaren Lauf der Welt. Dadurch wird aber der Erfolg ganz ungeeignet, den sittlichen Wert unseres Strebens zu bestimmen. Ja auch die Natur unserer Ziele selbst, gleichviel ob sie erreicht werden oder nicht, hält Kant für unzureichend, um die Art des Willens an ihr zu messen. Bei den inhaltlichen Zielen unseres Handelns spricht immer auch die gegebene äußere und innere Lage ein Wort mit. Was wir heute gemäß unserer Situation wertschätzen, das kann uns schon morgen gar nicht mehr erstrebenswert, ja völlig gleichgültig, wo nicht gar unerwünscht erscheinen. Es sind aber unsere Wünsche, welche die Ziele unseres Strebens beeinflussen und nur zu oft verunreinigen.

Kant sucht darum eine Moral des reinen Willens, der durch kein sinnliches Begehren und keine Macht der äußeren Umstände im geringsten bestimmt wird. Diese reine Moral kann aber ihre Quelle nur in der Vernunft haben, die unwandelbar über dem wechselnden Spiel der Begierde thront und, durch keine Individualität beeinflußt, schlechthin allgemeine, sich gleichbleibende Regeln des Handelns aufstellt. Die Vernunft allein

kann die regulative Macht des sittlichen Lebens sein. Ihr Gesetz bringt in unser Leben einen festen Kurs, eine eiserne Konsequenz. Die Unterwerfung unter dieses Gesetz kann einen unerschütterlichen Charakter begründen, der nicht von außen aufgenötigt ist, sondern von innen heraus erwächst. Die Anerkennung unserer Verpflichtung gegenüber dem Vernunftgesetz macht uns unabhängig von den wechselnden Strömungen des äußeren Lebens und von den Regungen unserer sinnlichen Natur. Nur unter der Bedingung, daß die Vernunft unser Leben ordnet, können wir des rechten Wegs unbedingt sicher sein. Wer seine Tugend daran erkennen wollte, ob er seine Absichten erreicht, ob er glücklich wird oder andere glücklich macht, der lieferte sich dem Zufall aus. Er würde seinen Willen an einem Erfolg messen, der gar nicht bloß am Willen liegt. Ein rechtschaffenes Wollen bleibt auch dann sittlich gut, wenn es nichts erreicht oder wenn es in schwere Leiden verwickelt. Wir müssen aber schon im Moment des Entschlusses unzweifelhaft wissen können, ob unser Wille der rechte ist. Das erkennen wir, wenn wir auf nichts anderes achten, als auf sein Verhältnis zur Vernunft. Gut ist jederzeit der Wille, der sich der Vernunft unterwirft, mag dann aus seinem Wirken hervorgehen was da will. Haben wir gut gewollt, so dürfen wir uns von jeder Verantwortung für die Folgen freisprechen. Wenn wir darum in dem bekannten Studentenliede singen:

Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
Der beugt sich, wo die Gewalt sich regt,

so ist das ganz im Sinne Kants gedacht. Und wenn wir uns an die großen Helden der Geschichte erinnern, denen die Menschheit ihre Fortschritte in Erkenntnis und gesellschaftlicher Organisation verdankt, so werden wir finden, daß sie stets nach dieser Regel verfahren sind: Mag kommen was will, ich darf nicht gegen die Norm der Wahrheit oder der Gerechtigkeit handeln.

Nun scheint es, als ob bei dieser Begründung des sittlichen Lebens der einzelne Mensch ganz auf sich selbst gestellt würde. In gewissem Sinn ist das auch der Fall. Nur er kann wissen, ob er recht handelt oder nicht. Und er gehorcht dabei einer Weisung, die er in seinem eigenen Innern vernimmt. So scheint die Sittlichkeit eines Menschen, für jeden andern unerkennbar, nur sein eigenes Geheimnis zu sein. Allein, nichts liegt Kant ferner als eine solche Isolierung des Individuums. Die Vernunft, die

das Sittengesetz gibt, ist eine überindividuelle Autorität. Ja es gibt keine andere Macht, die uns so notwendig und sicher über jede Verliebtheit in unsere individuellen Neigungen und Wünsche hinausführte, als eben die Vernunft. In unseren Gefühlen sind wir individuell, in der Berechnung unseres Vorteils legen wir Motive in die Wagschale, die nur für uns Bedeutung haben; die Vernunft ist die Quelle schlechthin allgemeiner Normen. In unserem vernünftigen Denken und Wollen treffen wir mit allen anderen Vernunftwesen zusammen. Und so ist die gleichmäßige Unterwerfung aller unter ein Vernunftgesetz gerade die Bedingung, unter der es eine zuverlässige Verbindung der Einzelnen, ein wahrhaft gemeinsames Wollen geben kann. Damit wird das Sittliche zugleich zu einer sozialen Macht, zum Band einer Gemeinschaft. Nur der von dem Vernunftgesetz und von ihm allein geleitete Mensch taugt zum Glied einer sittlichen Gemeinschaft, und was man irgend Gemeinschaft nennt, das hat seinen sicheren Zusammenhalt nur an der sittlichen Gesinnung der einzelnen Glieder.

Diese doppelte Bedeutung des Sittengesetzes, daß es Sicherheit und Konsequenz in das Leben des Einzelnen und Gemeinsamkeit in das Leben aller bringt, hat Kant in die berühmte Formel seines kategorischen Imperativs gefaßt: Handle nur nach einer solchen Maxime, die du als allgemeines Gesetz wollen kannst. Das heißt negativ ausgedrückt: Jeder Grundsatz, der sich nicht zur Regel eines gleichmäßig fortgehenden und gegenseitigen Handelns eignet, ist sittlich falsch. Sittlich falsch ist jede Ausnahme, die ich zu meinen Gunsten oder zugunsten meiner Familie, meiner sozialen Gruppe, meiner Partei mache. Das Verfahren des Gläubigers ist sittlich falsch, wenn es nicht auch vom Standpunkt des Schuldners aus sich als vernünftig und gerecht darstellt. Das Verhalten des Arbeitgebers ist sittlich falsch, wenn es nicht auch vom Standpunkt des Arbeitnehmers aus sich als gerecht und vernünftig darstellt. Vor dem Vernunftgesetz verschwindet jeder Unterschied des Orts, der Zeit, des Standes, der zufälligen Lage. Nur in dem allgemein Vernünftigen können die Willen der Menschen wahrhaft zusammentreffen und eins werden. Positiv ausgedrückt besagt jene Regel: du handelst dann richtig, wenn du wollen kannst, daß jeder andere an deiner Stelle ebenso handelte. Die Probe auf die Sittlichkeit einer Handlung liegt darum immer darin, daß wir in Gedanken die Standpunkte vertauschen. Meist

wird es uns ja viel leichter, zu sagen, welches Verhalten wir von einem andern gegen uns erwarten, als unsere eigene Pflicht sicher zu erkennen und ohne Zaudern zu erfüllen. Nun, was du von jenem andern als strenger moralischer Richter erwarten würdest, das tue selbst. Dann handelst du so, wie die Vernunft gebietet.

Diese Formel des kategorischen Imperativs ist überraschend einfach. Sie ist ihrem Inhalt nach auch nicht eigentlich neu. Sie erinnert uns an den Spruch der Bergpredigt: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut auch ihr ihnen. (Matth. 7, 12). Aber dieser Gedanke erweist sich in den Händen Kants überaus fruchtbar. Er wirft sein Licht zurück auf die Person, und er wirft es hinaus in das Reich der sittlichen Gemeinschaft. Kant leitet aus ihm zwei andere Grundsätze ab. Der erste geht von der Erwägung aus, daß der Mensch in der Befolgung des Vernunftgesetzes dem Gesetz seines eigenen wahren Wesens folgt. Mann kann darum die ganze sittliche Vorschrift auch in die Worte kleiden: Handle jederzeit so, daß dein Wille sein Gesetz in sich selbst trägt. Dabei setzt Kant freilich voraus, daß unser Wille ganz und ungeteilt auf der Seite der Vernunft steht. In dieser Voraussetzung kann ihm gesagt werden: du sollst dein Gesetz von keiner fremden Macht empfangen, weder von Neigung und Laune, noch von den Umständen, noch von Sitten und öffentlicher Meinung, noch von den Zumutungen anderer, noch von verstandesmäßiger Berechnung des Erfolgs; gehe vielmehr deinen Weg in voller Selbständigkeit; besser als das Vernunftgesetz kann dir niemand raten und richtiger dich niemand leiten. Das ist der Gedanke der Autonomie, der den Menschen von allen äußeren Autoritäten freispricht, — vorausgesetzt, daß er sich selbst an eine innere Autorität gebunden hat.

Die andere Folgerung faßt die Verbindung ins Auge, die das sittlich gute Handeln unter den einzelnen Menschen stiftet. Sie lautet: Handle so, daß du die Menschheit in dir und andern jederzeit als Selbstzweck achtest. Dieser Grundsatz der Humanität, die uns in jedem Menschen seine Menschenwürde anerkennen heißt, folgt unmittelbar daraus, daß wir auf die Autonomie die Regel der Gegenseitigkeit anwenden. Die Selbständigkeit, die ich in meinem sittlichen Handeln beanspruche und behaupte, muß ich auch jedem andern einräumen. Kein Mensch darf bloßes Mittel für meine Zwecke sein. Wenn ich mit ihm zu gemeinsamer Arbeit in Verbindung trete, muß diese so geschlossen werden,

daß er dabei auch den Zweck erreicht, den er als sittliches Wesen sich selbst stecken muß. Es darf darum unter Menschen keine Knechtschaftsverhältnisse geben, nur Verhältnisse freier Willenseinigung. Jeder Vertrag, der auf Unterdrückung der sittlichen Selbständigkeit eines Teils hinausläuft, ist moralisch verwerflich, ein Verstoß gegen die Elementargesetze einer sittlichen Gemeinschaft.

Man pflegt der Kantschen Sittenlehre den Vorwurf zu machen, daß sie bei bloß formalen Regeln stehen bleibe und dem Einzelnen nicht genau sage, was er im bestimmten Fall zu tun habe. Nun ist es wohl verständlich, daß man sich in schwierigen Lagen manchmal ein solches Orakel wünschen mag, das uns aller Mühe des eigenen Nachdenkens und Entscheidens überhebt. Aber es ist wohl auch klar, daß eine Wissenschaft dies niemals leisten kann. So wenig die Physik oder Chemie jede Anwendung ihrer Gesetze in den unendlich verschiedenen Einzelfällen vorschreiben kann, so wenig kann es die Ethik tun. Wo sie es doch versucht hat, in der *Kasuistik*, die namentlich der Jesuitenorden zur Blüte gebracht hat, da ist es nicht zum Vorteil ihrer Klarheit und Strenge geschehen. Es darf aber auch bezweifelt werden, ob es der sittlichen Bildung des Menschen heilsam wäre, wenn ihm die ethische Wissenschaft in solcher Gestalt zu Hilfe käme. Für die Entfaltung der sittlichen Einsicht, insbesondere des sittlichen Taktes ist es ohne Zweifel besser, wenn die Sittenlehre uns zwar die großen und klaren Richtlinien an die Hand gibt, ihre Anwendung auf den einzelnen Fall aber uns selbst überläßt. Hier muß innerhalb der allgemeinen Regel ein Spielraum bleiben — natürlich nicht für Ausnahmen, wohl aber für mannigfaltige Weisen ihrer Erfüllung. Und wie sollte ein Wille, der sein Gesetz in sich selbst trägt, nicht imstande sein, auch das Geringere zu leisten, die Wege seiner Verwirklichung nach eigenem Ermessen zu finden. Hier ist der Punkt, wo die Autonomie zu der sittlichen Kunst wird, das jedesmal Gehörige zu tun. Diese Kunst will wie jede andere Kunst durch Übung gelernt sein; es geht bei ihr ohne Irrtümer und Mißgriffe nicht ab; aber jede Übung in ihr dient zugleich der Befestigung unseres Willens in der allgemeinen Regel, der Versittlichung unseres Verhaltens. Beachtet man nur dies, daß jede Ethik für ihre Anwendung sittliche Einsicht und sittlichen Takt fordert, so wird man es nicht tadeln können, wenn Kant sich auf einfache Regeln beschränkt hat, die eben nicht mechanisch, sondern mit Urteil befolgt sein wollen.

Sieht man jedoch genauer zu, so ist am Ende die Kantsche Moral gar nicht so inhaltsleer, wie sie auf den ersten Blick scheint. Hinter diesen so nüchtern und abstrakt klingenden Sätzen verbergen sich die Umrisse eines scharf gezeichneten sittlichen Ideals, im Grunde eines doppelten Ideals. Kant zeigt dem Individuum, was es sein soll, *selbständige Persönlichkeit*, frei vom Zwang der Natur durch die Anerkennung eines unbedingten Gesetzes. Und er zeigt ebenso der Gesellschaft, wie sie sein soll, eine durch gegenseitige Pflichten verbundene Einheit freier Personen. Das ist keine ausgeführte Lehre vom Verhalten der sittlichen Persönlichkeit in allen Lagen ihres Lebens, und es ist keine ausgeführte Lehre von der sittlichen Ordnung der Gesellschaft. Aber es ist im Grunde mehr als das. Es ist die Aufstellung der Grundzüge, welchen jedes Persönlichkeitsideal und jedes Gesellschaftsideal entsprechen muß, um unsere sittliche Billigung zu finden. Mögen sittliche Gedanken und Entwürfe der mannigfaltigsten Art auftauchen, an diesem Prüfstein müssen sie ihre Echtheit ausweisen. Der autonome Mensch, der sich selbst regieren kann, und die *auf Gegenseitigkeit gegründete Gesellschaft*, in der es keine Rechte gibt ohne entsprechende Pflichten, das sind die zwei unverlierbaren Ideen, welche der sittliche Idealismus Kants der Zukunft als sein Vermächtnis übergibt.

Mit tiefem Verständnis für ihre Größe und umfassende Tragweite hat *Joh. Gottlieb Fichte* (1762—1814) die ethischen Ideen Kants aufgenommen und weitergebildet. Er hat Kants ruhig abwägende Vorsicht durch kühnen Heroismus ersetzt und aus den kritischen Ergebnissen seiner Moralphilosophie ein geschlossenes System idealistischer Weltanschauung gemacht. Der Unterschied beider liegt mehr auf dem Gebiet der Weltanschauung als auf dem der Sittenlehre. Die moralischen Gesetze, die Fichte aufstellt, erinnern so sehr an die Kantischen Grundlagen, wenn diese auch mannigfach ergänzt und erweitert werden, daß wir auf ihre gesonderte Darstellung verzichten können. Dagegen mahnt uns Fichte durch die Art, wie er den sittlichen Idealismus in patriotische Tat umgesetzt hat, an die hohe Bedeutung, die diesem für die Wiederaufrichtung unseres Volkes in den schweren Jahren der französischen Fremdherrschaft zukommt. Im Winter 1807/08 hielt Fichte in dem vom Feinde besetzten und argwöhnisch überwachten Berlin seine „*Reden an die deutsche Nation*". Er wußte, welcher Gefahr er sich aussetzte; aber er gehorchte furcht-

los dem ersten Imperativ seiner Ethik: „Handle jederzeit gemäß deiner Überzeugung von deiner Pflicht." Als alle Sterne Deutschlands untergegangen waren, sieht er schon das Morgenrot eines neuen Tages. Durch seine Reden, die eine neue wissenschaftlich begründete und sittlich kräftigende Nationalerziehung fordern, zieht sich der Gedanke: wir können unser zertrümmertes nationales Leben nur durch innere Kräfte wieder aufbauen; wir müssen in uns selbst die Macht der Selbstsucht brechen, indem wir es lernen, aufzuschauen zu dem unverrückbaren Ideal des Guten, und wir müssen dieses Ideal nicht bloß als ein fertiges Besitztum überliefern, sondern die Jugend dazu erziehen, daß sie es selbsttätig in sich erzeugt und so in ihm ihre eigene freie Überzeugung vertreten lernt. Man darf wohl sagen, unter den Mächten, welche das niedergetretene deutsche Volk zu einem neuen Aufstehen befähigt haben, ist auch Kants kategorischer Imperativ und Fichtes politische Ethik gewesen.

Wir haben eben betont, daß sich Ideale als eine Macht im geschichtlichen Leben erweisen können. Ohne diese Überzeugung wäre der Idealismus ein bloßes Spiel mit glänzenden Vorstellungen und mit großen Worten. Aber wir müssen gestehen, daß uns der Glaube an die Kraft der Ideale doch oft recht schwer wird. Das Ideal findet in unserer Erfahrungswelt starke Hemmungen und darum beim Versuch seiner Verwirklichung in der Regel erhebliche Abzüge, wo nicht gar Verkehrung und offenen Widerstand. Dafür liefert ein bezeichnendes Beispiel der Fortgang der nationalen Erhebung, von der wir eben gesprochen haben. Fichte selbst, der im Jan. 1814 als eines der mittelbaren Opfer des großen Krieges starb, hat zwar das Schlimmste nicht mehr erlebt. Aber die besten seiner patriotischen Mitkämpfer mußten sich jahrelang als gefährliche Empörer verdächtigen lassen, und als 10 Jahre nach seinem Tode seine Reden an die deutsche Nation neu gedruckt werden sollten, wurde ihr Wiedererscheinen von den Behörden verboten.*) Das klingt doch sehr wie eine Illustration zu Schillers Versen:

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach, hat sich entfaltet,
Dies wenige wie klein und karg!

*) Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie VI³, S. 203.

Es dürfte nicht erforderlich sein, diesen Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit aus Geschichte und Dichtung noch weiter zu belegen. Er ist uns aus unserer eigenen unmittelbaren Erfahrung bekannt genug. Ja wir sind vielleicht nur allzu geneigt, ideale Forderungen zwar für erhaben, aber auch für unpraktisch zu halten und uns in unserem wirklichen Handeln auf allerlei Abzüge von jenen strengen Zumutungen einzurichten. Wir entschuldigen uns dann damit, daß die Lebensklugheit es verlange, sich auf das Erreichbare zu beschränken und daß dieses im besten Falle eine mittlere Linie zwischen dem Ideal und der gewöhnlichen Praxis darstellen könne. Allein damit geben wir offenbar das Ideal als eine ernst zu nehmende, unbedingte Forderung auf und geraten auf die schiefe Ebene der Kompromisse, auf der wir früher oder später bei der unteren Linie der von uns und andern geübten Gewohnheit anlangen müssen.

Wichtiger als die Konstatierung der Tatsache ist für die Sittenlehre die Frage nach dem Grund dieses Abstandes. Nun gibt es dafür Erklärungen, die sehr harmlos klingen. Man sagt, die Natur selbst zieht der Verwirklichung des Ideals unüberwindliche Schranken. Wie der Widerstand des Stoffes den Künstler in der Darstellung der letzten Feinheit seiner Konzeption beschränkt, so erfährt auch das sittliche Gesetz notwendig die Hemmungen des Materials, an dem es verwirklicht werden soll. Allein diese beruhigende Versicherung erklärt das gerade nicht, was wir erklärt haben wollen. Wir sprechen ja nicht von der Ungeschicklichkeit und Schwäche des Menschen in der Ausführung seiner im übrigen guten und edlen Absichten; was uns beschäftigt, ist die Frage, weshalb auch die Absichten und Gesinnungen selbst mit der sittlichen Forderung in so schneidendem Widerspruch stehen. Und hier haben wir es doch nicht mit Schranken der Natur, sondern mit der verkehrten Richtung eines persönlichen Willens zu tun. Eine andere Erklärung sagt uns, daß zwischen unserer Erkenntnis und unserem Willen notwendig ein Abstand bestehe. Die Erkenntnis muß mit ihrer Fackel vorangehen, gleichsam den Weg ableuchten, auf welchem dann immer in einem gewissen Abstand unser Wille folgt. So stehe gerade dann, wenn unser Weg aufwärts geht, unser sittliches Ideal immer höher als unsere sittliche Praxis; es bezeichne die künftigen Willensziele, deren wir uns erst durch eine Reihe von weiteren Schritten bemächtigen können. Allein auch diese harmlose Deutung des

Abstandes kann den wirklichen Tatsachen nicht genügen. Was uns beunruhigt, ist ja eben, daß der Wille der Erkenntnis nicht nachfolgt. Einen bloßen zeitlichen Abstand könnten wir seiner langsameren Bewegung zugute halten. Ein schneidender Widerspruch, eine gänzlich andere Orientierung des Willens kann damit nicht erklärt und entschuldigt werden.

Darum müssen wir den eigentlichen Grund jener schneidenden Dissonanz in der Beschaffenheit unseres Willens selbst suchen. Die Trägheit, die Sinnlichkeit, die Selbstsucht unseres Willenslebens lähmt die Herrschaft des sittlichen Ideals und läßt den Abstand so groß werden, wie er in der Tat ist. Das hat mit seiner unerschrockenen Aufrichtigkeit eben Kant eingeräumt. Er spricht davon, daß in unserem praktischen Handeln eine Verkehrung der Triebfedern zutage trete, daß wir nicht dem Vernunftgesetz, sondern dem selbstsüchtigen Begehren den ersten Rang einräumen und uns der sittlichen Forderung nur so weit anbequemen, als sie mit unseren eigenen Interessen vereinbar sei. Damit erst stehen wir bei dem eigentlichen und tiefsten Grund für die geringe Kraft, welche das sittliche Ideal im erfahrungsmäßigen Leben der Menschheit beweist. Dieses findet in der selbstischen Willensrichtung seine stärkste und verhängnisvollste Hemmung. Nun gibt Kant aber darum weder das Recht des Ideals, über unsern Willen zu herrschen, preis, noch gibt er den Glauben an die Möglichkeit auf, daß dies geschehen könne. Es gehört dazu freilich nichts weniger als eine sittliche Revolution, die Entthronung der Selbstsucht und die Thronbesteigung des Sittengesetzes. Und wie dies geschehen könne, erklärt er für ein Geheimnis, das wir nicht zu durchdringen vermögen. Er empfiehlt, um diesen Umschwung herbeizuführen, die häufige Vergegenwärtigung unserer sittlichen Würde und Bestimmung. Aber für ein unfehlbar wirkendes Mittel hält er sie nicht, da er den Willen als ein selbständiges Vermögen denkt, das durch Erkenntnisse nicht in zwingender Weise beeinflußt wird. So bleibt bei ihm die Verwirklichung des sittlichen Ideals ein ungelöstes Problem.

Diese Lücke haben zwei andere Denker, denen die Ethik bedeutsame Leistungen verdankt, auszufüllen gesucht. Ihre Systeme wären einer eingehenden Darstellung wert. Hier müssen wir uns darauf beschränken, nur den Gedanken zu bezeichnen, mit dem sie in unsere Frage eingreifen. Der eine derselben ist Friedrich

Schleiermacher (1768—1834), der Verfasser der „Reden über die Religion" und der „Monologen", der Schöpfer einer Philosophie der Kultur, die unter uns noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt ist. Sein Gedanke ist kurz der, daß die menschliche Natur selbst schon das sittliche Lebensgesetz in sich trägt, und daß sie darum in ihrer geschichtlichen Entfaltung dessen immer höherer Verwirklichung entgegenwächst. Der organische Lebenstrieb enthält schon im Keim dasselbe, was die sittliche Persönlichkeit in ihrem Wirken für den kleinen Kreis des Hauses und die großen Aufgaben der Menschheit zur Blüte und zur Frucht entfaltet. Das große Thema des sittlichen Lebens ist die fortschreitende Ineinsbildung der Vernunft und der Natur. Alles in der Natur Gegebene soll durch die Vernunft gestaltet und alles von der Vernunft Gedachte in die Natur hineingebildet werden. Die Geschichte ist nichts anderes als der Werdegang dieser Einigung von Vernunft und Natur. Die Bearbeitung des Bodens, die Herstellung von Werkzeugen, der Austausch der Arbeitsprodukte, die Bildung von Familien, Gesellschaften und Staaten, die Schöpfungen der Kunst, die technischen Erfindungen, die Leistungen der Wissenschaft, die idealen Güter der Sitte und Religion — all das sind nur Stationen auf dem Weg zu dem einen, der Menschheit gesteckten Ziel. Ein unermeßlicher Horizont tut sich vor uns auf. Wo der Stoff durch den Geist bewältigt oder das Bewußtsein durch das Denken gestaltet wird, da fügt sich ein neuer Baustein zu dem Lebenswerk der Menschheit. Alle Kultur ist zugleich sittliche Tat.

Daß wir diese Aufgabe lösen können, verdanken wir dem Umstand, daß die auf das sittliche Ziel gerichtete Bewegung schon jenseits unseres Daseins begonnen hat. Unser Leib ist von Anfang an vernunftbeseelte Natur, und unser Bewußtsein trägt in sich die Samenkörner der Wahrheit. Wir brauchen nur dem eingeborenen Ziel zu folgen, um alsbald Mitarbeiter an der gemeinsamen Sache zu werden. Vereinigungen von Menschen, die alle in ihrer Art sittliche Arbeitsgemeinschaften sind, nehmen uns in ihre Mitte auf und geben unserer Kraft die Richtung auf das Ziel, dem sie dienen. So führt uns schon die Natur selbst über die Schwelle des sittlichen Reiches, und die Geschichte vollendet ihr Werk, indem sie uns ohne Wahl in den Prozeß hineinzieht, in dem die sittlichen Güter immer neu entstehen. Mit bewundernswerter Umsicht und Feinheit entwickelt Schleiermacher das umfassende Netz mensch-

licher Kulturbestrebungen. Er führt uns in alle Provinzen dieses Reiches ein und erklärt ihren Bau: Wirtschaft und Handel, Schule und Staat ebenso wie Familie und Haus, Geselligkeit und Kunst. Ein universeller Geist redet zu uns, dem aber über dem Verständnis für das Große auch der Sinn für das Kleine und Zarteste des individuellen Lebens nicht verloren gegangen ist.

Und doch wird uns dieses groß gedachte System gerade in dem Punkt, den wir hier verfolgen, nicht befriedigen können. Ist es denn wahr, daß wir nur dem Zug unserer Natur zu folgen brauchen, um alsbald den sittlichen Anliegen der Menschheit dienstbar zu werden? Liegen ungeordnetes Begehren und egoistisches Wollen nicht auch in unserer Natur? Genügt es, in eine Gemeinschaft hineingeboren zu sein, um an ihren Aufgaben fördernden Anteil zu nehmen? Gibt es nicht zu allen Zeiten solche, die, statt Schritt zu halten, zurückbleiben und durch ordnungswidrige Bewegungen den Marsch der andern stören? Gewiß verdanken wir der Natur die Werkzeuge und der Geschichte die Anleitung zur sittlichen Arbeit. Aber den Willen, diese Arbeit sachgemäß und zweckvoll zu tun, müssen wir doch selbst mitbringen. Ob wir mit unserer Person in die Reihe der sittlichen Kämpfer eintreten wollen oder nicht, ob wir uns nur an den Früchten der Arbeit anderer erfreuen oder mit ihnen und für sie arbeiten wollen, das ist zuletzt doch eine Sache eigener Entscheidung. Und die rechte Entscheidung ist weder ein Antrieb der Natur noch ein Anstoß der Umgebung, sondern innerste persönliche Tat. Sie stellt sich uns regelmäßig als ein Hinausstreben über die Schranken der Natur, als Emanzipation von der schlechten Gewohnheit der Umgebung dar. Sie ist das Gewinnen einer höheren Lebensstufe, zu der sich Natur und geschichtliches Erbe wie die dumpfen Niederungen des Daseins verhalten.

Was wir in Schleiermachers ethischer Theorie vermissen, ist die bestimmte Unterscheidung von Kultur und Sittlichkeit. Von der Kultur kann man behaupten, daß der geschichtliche Mensch sie unvermeidlich auf seinem Wege findet, und daß er in irgendeinem Maß in ihre Entwicklung mit hineingezogen wird. Um an ihr mitzuarbeiten, bedarf es keiner Läuterung des Willens und keiner Vertiefung der Persönlichkeit. Ein kräftiger Wille zum Leben und eine normal gebildete Intelligenz läßt uns den Wert ihrer Schöpfungen verstehen und befähigt uns zu ihrer Pflege. Vom sittlichen Leben kann man nicht dasselbe sagen.

Hier gilt es, mit einer inneren Reform den Anfang zu machen, das bloß natürliche Interesse einem geistigen unterzuordnen und sich so auf der Höhe des idealen Zieles zu behaupten.

Mit dem eben Gesagten hängt es auch zusammen, daß Schleiermacher in seiner philosophischen Sittenlehre es ablehnt, vom Bösen zu reden. Der Blick des Menschen soll nicht rückwärts, nur vorwärts schauen. Aber wie dann, wenn dieses „Vorwärts" ihm nicht das Land der Freiheit zeigt, sondern nur die Mauern und Fesseln seines Gefängnisses? Ja, wenn der Schritt getan ist, der uns in das Reich des Guten führt, dann ist Schleiermachers Rat vortrefflich; dann gilt es in der Tat, nur immer vorwärts zu schauen. Aber wie dieser Schritt geschehen soll, versäumt er uns zu zeigen, weil er ihn immer als schon getan voraussetzt. Leider zeugt gegen diese optimistische Auffassung eine Fülle peinlicher Erfahrungen. Die Natur tut vieles für uns, die Geschichte vielleicht noch mehr; aber eine sittliche Persönlichkeit muß jeder für sich selbst werden. Dazu bedarf es eines inneren Aufschwungs und Umschwungs. Und wo wir zu diesem den Mut und die Kraft finden sollen, ist eben das Problem, mit dem wir uns beschäftigen.

In anderer Weise sucht Johann Friedrich Herbart (1776—1841) die Kluft zwischen der sittlichen Forderung und der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit zu überbrücken. Er denkt sich den Weg, wie das Gute von unserem Geistesleben Besitz ergreift, ähnlich wie das Schöne unsere Sympathie gewinnt. Wir tragen in uns ein Vermögen sittlicher Wertbeurteilung, den „sittlichen Geschmack", der überall da in Tätigkeit tritt, wo sich unserer Anschauung Willensverhältnisse darbieten. Dieses sittliche Urteilen ist von allem egoistischen Begehren durchaus verschieden; es hat mit unseren Gefühlen und Neigungen gar nichts zu tun. Nun weiß Herbart wohl, daß man den Geschmack für etwas Unsicheres und individuell ganz Verschiedenes hält. Allein er glaubt, daß diese Unsicherheit und Einseitigkeit der Geschmacksurteile nur daher kommt, daß man sich an zu komplizierte Aufgaben macht. Ob eine Landschaft oder ein Kunstwerk schön ist oder nicht, das ist allerdings schwer zu entscheiden und darüber mögen die Ansichten auseinandergehen. Urteilt man aber über einfache Verhältnisse, dann findet auch in den Geschmacksurteilen die weitgehendste Sicherheit und Übereinstimmung statt. Ob zwei gleichzeitig erklingende Töne harmonisch oder disharmonisch sind, ist

viel leichter auszumachen, als ob eine ganze Symphonie unseren Geschmack befriedigt. Beschränken wir uns also im sittlichen Geschmacksurteil auf die einfachen Willensverhältnisse, so finden wir ganz unzweideutige und allgemeingültige Grundlagen des sittlichen Urteils. Dieses Urteil ergeht über Willensverhältnisse, aber es ist selbst ganz willenlos, durch keine Begierde und keinen Wunsch getrübt, lediglich auf die reine Anschauung gegründet. Es spricht sich aus in einem Beifall oder Mißfallen, die keines Beweises bedürfen, weil jeder genötigt ist, sie in völlig gleicher Weise zu vollziehen. Indem nun Herbart die Willensverhältnisse durchgeht, die uns Beifall abnötigen, wird er auf die fünf praktischen Ideen geführt, die Idee der *inneren Freiheit*, der *Vollkommenheit*, des *Wohlwollens*, des *Rechtes*, der *Billigkeit*.

Wir diskutieren hier nicht die Vollständigkeit und Zulänglichkeit dieser sittlichen Ideen. Wir fragen nur: genügt es, das Gute durch die Anschauung dieser Willensverhältnisse und ein durch sie ausgelöstes Geschmacksurteil in der Seele Raum und Herrschaft gewinnen zu lassen? Im Grunde kann Herbart selbst diese Frage nicht unbedingt bejahen. Auf diese Weise entsteht zwar sittliche *Erkenntnis*. Wir können dem Urteil nicht ausweichen, das über unsere Handlungen ergeht. Ob aber der *Wille* darum in Zukunft der sittlichen Idee gemäß handeln wird, das können wir nicht wissen, wir können es nur erwarten und hoffen. Wir müssen darum zwar auf eine steigende Klarheit in der Erkenntnis der sittlichen Ideen hinarbeiten, können aber niemals sagen, inwieweit die sittliche Erkenntnis auch den Willen leiten wird. So klingt auch dieser Versuch, das Sittliche als unvermeidlichen Gegenstand unserer Billigung nachzuweisen, zuletzt in einen resignierten Ton aus: Sorgen wir wenigstens, daß das Gute reiner und vollständiger erkannt wird!

Die Lücke, welche die idealistische Sittenlehre offen ließ, ist auch durch Schleiermacher und Herbart nicht geschlossen worden. Weder der Zug der Natur und der Geschichte, noch der sittliche Geschmack konnte den Anfang des sittlichen Lebens begreiflich machen und seinen Fortgang verbürgen. Sehen wir zu, ob wir bei der christlichen Lebensanschauung, mit der unsere letzte Vorlesung sich beschäftigen soll, eine genügende Antwort finden.

Sechste Vorlesung.

Die christliche Lebensanschauung.

Die sittlichen Grundforderungen. — Die Beurteilung der Wirklichkeit. — Der Zusammenhang des sittlichen Lebens mit der Religion. — Jenseits und Diesseits. — Ergebnis.

Wenn wir dem sittlichen Idealismus die christliche Lebensanschauung an die Seite stellen, so treten uns ebensowohl verwandte als abweichende Züge entgegen. Verwandt sind beide darin, daß sie eine Neugestaltung des Lebens von innen heraus fordern, eine sittliche Reform, durch welche Gesinnung und Verhalten des Menschen umgeprägt werden. Beide entwerfen eine ideale Norm, an der gemessen die Wirklichkeit des menschlichen Handelns unzureichend, ja verkehrt erscheint. Allein in der näheren Auffassung dieser Norm offenbart sich sofort der Unterschied. Während der sittliche Idealismus in dieser Norm das Gebot der Vernunft erkennt, umkleidet sie das Christentum mit der Autorität einer göttlichen Forderung. Und während jener an die Freiheit als die dem Menschen eignende Kraft des guten Handelns appelliert, erklärt das Christentum, zum Wollen und Vollbringen des Guten eine göttliche Hilfe für unentbehrlich, die es als Gnade bezeichnet und als deren erste und grundlegende Wirkung ihm eine eingreifende Umwandlung des menschlichen Geisteslebens, eine Wiedergeburt, gilt. Nun ist klar, daß die genannten Unterschiede in einer grundsätzlichen Differenz begründet sind. Der sittliche Idealismus sieht im Menschen bzw. in der Menschheit ein Höchstes, über das wir in unserer sittlichen Reflexion nicht hinausgehen können und auch nicht hinauszugehen brauchen. Der Mensch oder die Menschheit ist nach ihm die höchste Verkörperung der Vernunft, von der wir wissen; von dieser Vernunft müssen wir darum die sittlichen Erfolge ableiten und mit ihr zugleich im menschlichen Geistesleben auch die Kraft zu ihrer Verwirklichung enthalten denken. Die christliche Sittenlehre dagegen denkt den Menschen abhängig von einer höheren Macht, von Gott. Darin ist sie religiöse Ethik. Denn, ohne uns auf eine Untersuchung des Wesens der Religion einzulassen, dürfen wir wohl sagen, daß diese allezeit den Menschen in Beziehung zu einer höheren Macht und darum zunächst von ihr abhängig denkt. Daraus folgen die beiden unterscheidenden Grundzüge der christlichen Sittenlehre. Das Gesetz, das für

den Menschen gilt, ist zuletzt Gottes Gesetz, und die Kraft, in der es erfüllt wird, ist Gottes Kraft, die der Mensch von ihm zu Lehen trägt.

Es fragt sich, wie wir diese unterscheidenden Gedanken der christlichen Ethik zu beurteilen haben, ob sie den Bau des sittlichen Idealismus umstürzen und unmöglich machen, oder ob sie die notwendige Weiterführung und unentbehrliche Ergänzung der idealistischen Ethik darstellen. Die Antwort auf diese Frage kann sich uns erst an einer späteren Stelle ergeben. Zunächst wollen wir so verfahren, daß wir vorerst alles beiseite lassen, was in der christlichen Lebensanschauung der Religion angehört, und uns nur auf die sittlichen Forderungen beschränken, die sie aufstellt. Ohne Zweifel sind wir berechtigt, die Ethik als den unparteiischen Gerichtshof zu betrachten, vor dem jede Denkweise ihren Anspruch rechtfertigen muß, das Leben der Menschen leiten und ordnen zu können, sei sie nun naturalistisch oder ästhetisch, philosophisch oder religiös. So sind wir bisher verfahren, so werden wir auch dem Christentum gegenüber verfahren müssen. Zeigt sich dann, daß das Christentum, am unparteiischen Maßstab der Ethik gemessen, den sittlichen Forderungen, die sonst aufgestellt werden, genügt, ja daß es darauf ausgeht, diese noch zu erhöhen, dann wird es auch an der Zeit sein, zu fragen, ob es dies vielleicht der Verbindung verdankt, in welche es das sittliche Leben mit der Religion bringt.

Unsere nächste Aufgabe wird darum sein, die sittlichen Forderungen des Christentums bestimmter zu bezeichnen. Daß wir diese dem Neuen Testament, genauer der Verkündigung Jesu, zu entnehmen haben, scheint selbstverständlich. Und doch erhebt sich gerade dagegen heute ein lauter und nachdrücklicher Widerspruch. Man sagt uns, zwischen der Sittenlehre Jesu und der heutigen christlichen Lebensanschauung bestehe eine ungeheure Kluft. Nur durch eine fortgesetzte Entstellung ihrer klaren Meinung habe aus der erhabenen Sittenlehre Jesu die heutige christliche Moral werden können, die sich mit Reichtum und Kultur, Zwangsgewalt und Krieg abfinde, ja sie rechtfertige und gutheiße. Ich brauche nur den Namen Tolstoi zu nennen, um jeden Kundigen an einen Vertreter dieser Meinung zu erinnern. Auf den ersten Blick wird man vielleicht geneigt sein, solchen Stimmen recht zu geben. Äußerlich angesehen besteht allerdings zwischen der ursprünglichen und der heutigen Christenheit ein großer Abstand. Jesus war arm, seine Jünger haben mit ihm ein ungemein einfaches, entbehrungsvolles Leben geführt, und er hat von jenem reichen Jüngling die Aufopferung seiner Güter gefordert. Heute kann man zwar nicht sagen, daß die großen Geldfürsten sich zum Christentum bekennen, aber wir sehen im ehrlichen Gelderwerb kein Hindernis christlichen Sinnes, und die christlichen Völker haben allerorten einen gewissen Grad von Wohlstand erreicht. Jesus hat sich um die wissenschaftliche und künstlerische Bildung seiner Zeit nicht gekümmert, seine Jünger meist aus den unteren, an körperliche Arbeit gewöhnten Ständen gewählt; wir halten Wissen und technisches Können in hohen Ehren und bemühen uns um eine möglichst umfassende Volksbildung. Jesus hat von seinen Jüngern vollkommene Selbstlosigkeit gefordert bis zum Dulden des Unrechts und der Kränkung; wir haben Gerichtshöfe, welche die Antastung des Eigentums und der Ehre mit Strafen verfolgen. Jesus hat die Feindesliebe als die rechte Probe des sittlichen Charakters gefordert, wir halten bewaffnete Heere, um feindliche Angriffe abzuwehren und Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Da scheint die Anklage auf Abfall vom ursprünglichen Christentum wohlbegründet zu sein.

Und doch beruht sie auf einem völligen Mißverständnis über den Sinn und die Tragweite der Verkündigung Jesu. Jesus hat weder für noch gegen Besitz, Kultur, Bildung, Staat, Krieg Stellung genommen. Er enthielt sich ganz der Aufstellung einer allgemein verbindlichen sozialen Lebensordnung. Sein Grundsatz ist der der völligen Nichteinmischung in diese Dinge. Sein Evangelium ist ebensowenig das Evangelium der Armen, als wir es das Evangelium der Reichen zu nennen berechtigt sind. Es ist gegen diesen Unterschied der äußeren Stellung des Menschen völlig gleichgültig. Ebensowenig ist es das Evangelium der Ungebildeten in höherem Maße, als es das Evangelium der Gebildeten ist. Jesus sieht über diese Unterschiede völlig hinweg. Ihm kommt es nur darauf an, daß der Mensch die rechte Stellung zu Gott und Gottes Willen gewinnt. Was ihn daran hindern kann, das bekämpft er, ob es nun die Gefahren des Reichtums sind oder die Gefahren der Armut. Es ist darum auch ganz gegen Jesu Sinn, wenn man die äußere Lebensweise der ältesten Christengemeinde, ihre Armut, ihre Kulturlosigkeit, ihre Zurückhaltung vom Staatsdienst und Kriegsdienst zum maßgebenden Vorbild für immer stempeln will. Es entspricht ganz seinen Gedanken, wenn Paulus sagt, daß ein Christ viel haben kann und wenig haben kann, daß er aber immer haben soll als hätte

er nicht, d. h. innerlich frei sein soll von dem Wenigen oder Vielen, das ihm zugefallen ist. Und ebenso ist es echt christlich, wenn Paulus der Obrigkeit ihre Ehre geben heißt und doch geltend macht, daß der Christ in den höchsten Beziehungen seines Lebens nur einen Herrn über sich weiß, Christus. Die Christenheit ist darum nicht von der Sittenlehre Jesu abgeirrt, wenn sie an Kultur und Staatsleben pflichtmäßigen Anteil nimmt, vorausgesetzt, daß sie in dem allem Gott und seiner Gerechtigkeit zu dienen bereit ist.

Ein Irrtum über die Tragweite der sittlichen Anweisungen Jesu liegt ferner darin, wenn man aus seiner Forderung der Hingabe des Eigentums, die er einem bestimmten Einzelnen gestellt hat, oder aus seinem Wort, daß wir dem Widersacher, der uns schlägt, auch die andere Wange darbieten sollen, eine allgemeine, immer zu befolgende Regel macht. Gewiß ist seine Meinung, daß wir allezeit so frei sein sollen von aller Rachsucht, daß mir imstande sind, so zu handeln. Daß es aber immer sittlich richtig sei, so zu verfahren, das Unrecht ohne Widerspruch gewähren zu lassen, und daß vollends auch die Obrigkeit, die auf Ordnung zu halten hat, so verfahren sollte und dürfte, das kann nur der Unverstand aus seinen Worten herauslesen. Jesus hat an das Nachdenken seiner Zuhörer keine geringen Forderungen gestellt; er hat ihnen auch hier keine Regeln geben wollen, die mechanisch zu befolgen wären, sondern solche, deren Anwendung mit Überlegung und richtiger Unterscheidung zu geschehen hat. Gerade der Christ, der so frei von Rachsucht ist, daß er lieber den erlittenen Schaden noch einmal erduldete, als daß er seinem Bruder Übles zufügte, kann auch, wo es geboten ist, dem Unrecht mit leidenschaftslosem sittlichem Ernst Einhalt tun und er erfüllt damit ebensosehr Christi Gebot, als wenn er den zweiten Schlag duldend abwartet. Jesus beschreibt klar und bestimmt die sittliche Gesinnung und Kraft, die er von seinen Jüngern erwartet; aber er gibt keine kasuistischen Regeln, die ihnen das Nachdenken ersparen sollen. Jesus will nicht unmündige Nachbeter und Nachfolger seiner Worte haben, sondern Menschen, die ihre Gesinnung durch seine Weisungen bestimmen lassen und dann mit eigener Einsicht das Rechte tun.*)

*) Vgl. hierüber W. Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. 2. Aufl. 1907 und mein Schriftchen „Die sittlichen Forderungen Jesu" 1910.

Beachten wir dies, dann fällt die Anklage in sich zusammen, die heutige Christenheit habe durch ihre Teilnahme am Kulturleben, ihre Bemühung um Wissen und Können, ihre Rechtspflege und ihre notgedrungenen militärischen Rüstungen die Grundsätze Christi verleugnet. Gewiß wird niemand behaupten wollen, daß die christlichen Völker den Weisungen Jesu in ihrem tatsächlichen Verhalten mustergültig nachkommen. Aber die schlimmen Schäden liegen ganz anderswo als in Kulturarbeit, Rechtsverwaltung und Armeewesen; sie liegen in der sittlichen Zuchtlosigkeit, in der entfesselten Selbstsucht und maßlosen Genußsucht, in der Unwahrhaftigkeit, in der Verweichlichung und anderen Schäden unseres Volkslebens.

Man entwirft ein ganz falsches Bild von der Sittenlehre Jesu, wenn man ihr eine gefühlvolle Empfindsamkeit und Weichheit andichtet. Sie trägt viel eher den Zug heroischer Stärke an sich, nur daß sie diese Härte nicht nach außen, sondern nach innen kehrt. Vor allem verlangt Jesus eine entschiedene, lautere, rückhaltlose Hingabe an den erkannten Willen Gottes. Wo uns Gottes Ruf vernehmbar wird, da darf keine Liebe zu Haus und Heimat, keine Rücksicht auf Verwandte und Freunde, keine bequeme Friedensliebe, kein pietätvolles Hängen an hergebrachter Sitte uns vom Betreten des gewiesenen Weges zurückhalten. Wie scharf konnte Jesus dies gegen halbherzige Verehrer geltend machen! Wie streng weist er selbst die abmahnende Einmischung von Mutter und Brüdern zurück! Er fordert charaktervolle, geschlossene Einheitlichkeit des Wollens, Festigkeit, Ausdauer, Furchtlosigkeit. Er verlangt von seinen Jüngern einen Idealismus, dem die Güter der unsichtbaren Welt mehr gelten als die Schätze dieser Erde. Daß es religiöse Ziele sind, die er dabei im Auge hat, können wir dabei vorerst ganz außer Betracht lassen. Jede Ethik, sei sie nun religiös oder nicht, wirkt in dem Maße erziehend, in dem sie den Menschen zu einem gesammelten Wollen anleitet. Und das tut die Sittenlehre Jesu in keinem geringeren Maße als irgendeine idealistische Ethik.

Fragen wir weiter, worin sich dieses ernste und gesammelte Wollen zeigt, so treten zwei unterschiedene, aber doch eng verbundene Richtungen hervor, einmal Strenge gegen sich selbst und schrankenlose Liebe gegenüber dem Nächsten. Der Wille, der die Forderung des Guten vernommen hat, soll zu allererst im Haushalt des eigenen Lebens Ordnung schaffen. Er soll wachsam sein gegenüber den aufsteigenden Begierden, sie ein-

schränken, ja unterdrücken und ausrotten, wo sie uns verleiten wollen, der erkannten Pflicht untreu zu werden. Nicht das passive Spiel der Lust und Neigung soll unser Handeln bestimmen, sondern der aktive, geistige Wille. Alles, was unserer Natur angehört, ist nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen bestimmt. Daraus entspringt eine sittliche Zucht, die darauf ausgeht, uns zu Herren über unsere Glieder nicht nur, auch über unsere Begierden und Leidenschaften zu machen. Die neutestamentlichen Briefe haben dies als die Aufgabe der Heiligung bezeichnet. Wir sehen auch hier zunächst ab von dem religiösen Sinn dieses Wortes. Es hat zugleich eine eminent sittliche Bedeutung, es fordert eine Reinheit der Seele, eine Vornehmheit der Gesinnung, eine Selbstbeherrschung, die sich nicht bloß auf Wort und Blick beschränkt, sondern sich auf die verborgensten inneren Regungen erstreckt, lauter Züge, die wir im Bilde eines durchgebildeten Charakters, eines edlen Menschen nicht missen können. Mit besonderem Ernst werden dabei die sittlichen Beziehungen behandelt, die nicht nur für die Charakterbildung entscheidend sind, sondern zugleich die Basis eines innerlich gesunden sozialen Lebens bilden, das Verhältnis von Mann und Weib, die Ehe, die Achtung vor der Arglosigkeit und Unschuld der Kindesseele.

Dazu tritt in reichster Ausführung die Forderung wahrer, tätiger, schrankenloser Nächstenliebe. Wir sollen frei sein von Zorn und Haß, friedfertig, barmherzig, sanftmütig, teilnehmend und dienstbereit gegen jedermann; nachsichtig in unserem Urteil, uns nicht über andere erheben, unseren Beleidigern gern die Hand zur Versöhnung reichen, kein Unrecht in leidenschaftlicher Aufwallung vergelten, ja wir sollen imstande sein, unsere Feinde zu lieben und ihnen das Böse mit Gutem zu erwidern. Die letzte Forderung hat oft das Kopfschütteln der Menschenkenner, ja auch der Moralisten erregt (Goethe, D. Fr. Strauß, Ed. v. Hartmann). Die Freunde lieben und den Feinden ein loyaler Gegner sein, das scheint ihnen das Höchste, was man billigerweise fordern kann. Ja manche empfinden es fast als einen Mißbrauch des Wortes Liebe, wenn man von Feindesliebe spricht. Allein das ist wohl deutlich, daß man diese höchste Forderung nicht aus dem Bild des christlichen Verhaltens herausnehmen kann, ohne daß auch das, was von Liebe noch übrig bleibt, einen gänzlich veränderten Sinn erhält. Es ist hier wie mit dem Schlußstein eines Gewölbes, der auch nicht herausgenommen werden kann, ohne daß das Ganze seine Festigkeit verliert. Versteht man unter Liebe allerdings ein Tauschverhältnis, bei dem Geben und Empfangen sich die Wage halten oder doch einigermaßen entsprechen müssen, dann ist Feindesliebe sinnlos. Versteht man unter ihr aber die Kraft, ein Gemeinschaftsverhältnis von sich aus zu beginnen und es unter allen Hemmungen aufrecht zu erhalten, und ist dies der höchste Sinn des Wortes Liebe, dann kann uns diese Probe gar nicht erspart werden. Ja es ist dann im Grunde in all unserer Liebe nur so viel Lauterkeit und ursprüngliche Kraft, als wir in der Probe der Feindesliebe beweisen. Jesus fordert von seinen Jüngern allerdings, daß sie Liebe nicht bloß zu erwidern vermögen, sondern daß sie in deren Erweisung die Initiative ergreifen können, daß sie so reich an ihr sind, um sie auch auf die Gefahr der Verschwendung hin auszuteilen. Ihr eigentliches Absehen ist natürlich darauf gerichtet, wiederum Liebe zu wecken, aber da sie nicht zum voraus wissen können, inwieweit dies gelingt, wagen sie es getrost auch auf die Gefahr der Zurückweisung. Und so viel dürfte ohne weiteres klar sein: wenn es für die Menschheit einen Fortschritt bedeutet, daß das Kapital von Liebe wächst, das in ihr im Umlauf ist, so kann sie solche Menschen gar nicht entbehren, die mehr Liebe auszugeben imstande sind, als sie von anderen Menschen empfangen. Jesu Forderung der Feindesliebe bedeutet darum selbst einen moralischen Fortschritt, eine wirkliche Erhöhung des sittlichen Maßstabes, der sonst in Geltung steht.

Ein Rätsel muß es freilich bleiben, wie es Menschen dieser Art geben kann. Wenn jemand sein Leben lang mehr ausgibt, als er unserer Beobachtung nach einnimmt, so muß er entweder von Hause aus unerschöpflich reich sein, oder er muß geheime Einnahmequellen haben, die sich unserer Kontrolle entziehen. Das erstere ist nun nicht gerade wahrscheinlich, wie wir uns später noch überzeugen werden. Die letztere Annahme aber weist auf den religiösen Untergrund hin, auf dem diese Sittenlehre ruht und den wir bisher grundsätzlich außer acht gelassen haben.

Es ist ein sittliches Ideal von eigenartiger Größe und Geschlossenheit, das uns die Verkündigung Jesu zeichnet. Die Züge, die der sittliche Idealismus so nachdrücklich betont, finden sich in ihm alle wieder. Die charaktervolle Selbständigkeit, der Freimut, die Wahrhaftigkeit, die Unerschrockenheit, die Ausdauer fehlen nicht. Das Ideal der in sich gefestigten, dem Guten unerschütterlich zugewandten, alle niederziehenden Regungen tapfer bekämpfenden Persönlichkeit ist mit scharfen Strichen heraus-

gearbeitet. Die Forderung der Teilnahme, Nachsicht und Liebe gießt über das Ganze das Licht der Zartheit und Milde aus. Streng gegen sich selbst, mild gegen andere, das ist von jeher der Wahlspruch der sittlichen Vornehmheit gewesen. Indem aber die Liebe auf alle ohne Ausnahme ausgedehnt wird, erscheint zugleich das Ideal einer Gemeinschaft, die nicht bloß durch Rechtsordnungen zusammengehalten wird. Diese Ordnungen haben das Merkmal, daß sie zwar ein gemeinsames Handeln ermöglichen, aber doch immer zugleich auf den gehörigen Abstand halten. Eine viel innigere Verbindung ihrer Glieder, eine wirkliche Beseelung des Gesamtkörpers wird von der christlichen Liebe angestrebt. Wenn endlich die Liebe als eine solche Teilnahme an fremdem Leben geschildert wird, daß sie auch den Unwürdigen und Widerstrebenden nicht aufgibt, so ist damit ein Prinzip des sittlichen Fortschritts geltend gemacht, das den Ausblick auf eine wirkliche Erhöhung des Menschheitslebens eröffnet. Es wäre darum schwer zu sagen, worin die christliche Lebensanschauung hinter dem sittlichen Idealismus zurückbliebe, viel eher muß man urteilen, daß sie ihn in wichtigen Punkten überbietet.

Und doch gibt es vielleicht Eines, das wir vermissen. Warum hat Jesus nicht auch ein Wort gesagt über die Unentbehrlichkeit des Rechts für die feste Ordnung der menschlichen Beziehungen? Er sagt zwar: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist; aber daß die Obrigkeit mit ihrer Rechtsverwaltung der Gesamtheit einen hohen, sittlich wertvollen Dienst leistet, das wird doch nirgends direkt ausgesprochen. An Rechtsstreitigkeiten scheint er keine Freude und zu den Richtern kein besonderes Vertrauen gehabt zu haben; von einem gerechten menschlichen Richter lesen wir kaum etwas, wohl aber von einem sehr ungerechten und gewissenlosen. Man kann versuchen, dies aus den Verhältnissen seiner Zeit zu erklären. Eine mustergültige Rechtspflege scheint ihm in seiner Erfahrung nicht begegnet zu sein, und seine Volksgenossen litten wohl eher an einem Übermaß von Prozessierlust und juristischer Spitzfindigkeit, als daß man sie zur Wertschätzung des Rechts hätte ermuntern müssen. Der tiefere Grund liegt aber wohl darin, daß Jesus der Sphäre des Rechts grundsätzlich ferne bleibt. Er hat es nicht mit der Sittlichkeit zu tun, die aus dem sozialen Verkehr mit Notwendigkeit erwächst und auch ohne sittliche Gesinnung aller Einzelnen besteht und dauert; sie überläßt er ihrem eigenen Gang. Sein Feld ist die Sittlichkeit, die aus dem Innern der von Gott berührten Seele entspringt. Und diese

bleibt, auch wenn das Recht seine vollkommenste Ausbildung gefunden hat, unentbehrlich, um seine Härten zu mildern, seine Lücken auszufüllen und über das Leben der menschlichen Gemeinschaft ihren verklärenden Glanz auszugießen.

Je höher das sittliche Ideal ist, desto schneidender pflegt der Widerspruch der Erfahrungswelt gegen jenes empfunden zu werden, desto härter das Urteil über das wirkliche Leben zu lauten. Idealisten sind meist weit entfernt von der satten Zufriedenheit, die alles vortrefflich findet. So kann es uns nicht überraschen, wenn auch das Christentum die Wirklichkeit für ungenügend erklärt, ja mit einem unverkennbaren Pessimismus beurteilt. Dies geschieht freilich nicht in dem Sinn, daß uns die Erde als ein „Jammertal" geschildert würde. Wer für diese sentimentale Phrase Belege sucht, der findet sie viel reichlicher in buddhistischen Schriften als im Neuen Testament. Das hat auch der moderne Pessimismus dadurch anerkannt, daß er den Buddhismus seiner besonderen Hochachtung versichert. Der christliche Pessimismus ist von einer viel männlicheren und praktischeren Art. Was ihm zu schaffen macht, ist nicht, daß die Summe des Leids in unserem Leben oft größer scheint als die Summe der Lust, sondern daß das Gute nicht mehr Macht hat über die Menschenherzen. Seine Unzufriedenheit ist nicht Unzufriedenheit mit unserem Los, sondern Unzufriedenheit mit unserem Verhalten, mit unserem Willen. Und hier ist offenbar der Punkt, wo der Pessimismus praktische Früchte tragen kann. Die äußeren Bedingungen unseres Daseins können wir nur in beschränktem Umfang beeinflussen und verbessern; der menschliche Wille ist einer Reform zugänglich, mit der jeder bei sich selbst anfangen kann und soll.

Aus diesem ethischen Pessimismus entspringt die viel angefochtene christliche Lehre von einem allgemeinen sittlichen Verderben, das nur durch einen völlig neuen Anfang der Existenz, eine Wiedergeburt aufgehoben werden könne. Wir lassen hier die Frage ganz auf sich beruhen, ob das, was die christliche Theologie über die Erklärung dieses Zustandes durch eine Verfehlung in den Anfängen der Menschengeschichte aufgestellt hat, zureichend und haltbar ist. Wo wir es mit der Macht des Bösen zu tun haben, ist nicht Erklärung das Wichtigste, sondern Erkenntnis der Tatsachen und Gegenwehr gegen diese Macht des Verderbens. Wir halten uns darum ganz auf dem Boden der Erfahrung und fragen: Malt das Christentum die Wirklichkeit mit zu düsteren Farben? Ist es nicht wahr, daß mit jedem Menschen

die Selbstsucht geboren wird? Ist es nicht wahr, daß wir leichter und rascher lernen, das Böse nachzuahmen als das Gute? Ist es nicht wahr, daß es unglückliche Menschenkinder gibt, denen maßlose Sinnlichkeit, ja verbrecherische Neigungen im Blute liegen? Zwei Menschenkenner, denen wir Erfahrung und Nachdenken nicht absprechen können, mögen an meiner Statt antworten. Friedrich der Große, bekanntlich ein entschiedener Freund und Gönner der Aufklärung, war doch Menschenkenner genug, um dem guten Willen und der Einsicht der Menschen nicht allzuviel zuzutrauen. Als der Ästhetiker und Pädagog J. G. Sulzer vor ihm Rousseaus Satz von der natürlichen Güte des Menschen vertrat, soll er ihm geantwortet haben: „Mein lieber Sulzer, Sie kennen die verwünschte Rasse nicht genug, zu der wir gehören.“*) Sicherer ist, daß er in einem Brief an Voltaire von der „eingewurzelten Schlechtigkeit“ (méchanceté foncière) der Menschen gesprochen hat, deren Leidenschaften nur durch die Furcht vor den Gesetzen in Schranken zu halten seien.**)

Neben das Urteil eines scharfblickenden Fürsten stellen wir das eines nachdenklichen Philosophen. Immanuel Kant hat in einem Buch, das bei seinem Erscheinen als religionsgefährlich mit einem königlichen Verweis bedacht wurde, von einem „radikalen Bösen“ in der menschlichen Natur gesprochen. Er versteht darunter die allen Menschen angeborene Neigung, das sittliche Gebot nur insoweit zu befolgen, als es ihren natürlichen Neigungen und Interessen gemäß ist. Darin sieht er eine grundsätzliche Verkehrung des Willens, der, anstatt sich dem Gesetz des Guten rückhaltlos zu unterwerfen, vielmehr sein eigenes Glück zur obersten Richtschnur seines Handelns mache. Und er ist überzeugt, daß diese Verkehrung durch keine Erziehung und keinen Vorsatz auszutilgen sei, sondern nur durch eine unbegreifliche moralische Revolution aufgehoben werden könne.

Nun hat Kant freilich für dieses pessimistische Urteil keineswegs allgemeine Zustimmung gefunden. Goethe ist ihm deshalb lange Zeit gram gewesen und erst durch Schiller für eine anerkennendere Beurteilung des Philosophen wieder gewonnen

*) Diese von Kant in seiner Anthropologie (Werke, herausgegeben v. Hartenstein X, S. 376 Anm.) erzählte Anekdote wird durch Sulzers Selbstbiographie (1809) nicht direkt bestätigt, aber, wie mir scheint, auch nicht ausgeschlossen. (Vgl. dort S. 64.)

**) E. Zeller, Friedrich d. Gr. als Philosoph. 1886, S. 65.

worden.*) In späteren Jahren hat er nach einem Mittelweg gesucht, der manchem einleuchtend erscheinen mag. Er schreibt im Jahre 1824: „Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von der Seite der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen.“**) Gewiß kann es uns nicht in den Sinn kommen, irgendeiner vorgefaßten Meinung zu lieb die Menschheit zu verleumden. Wir wollen gerne anerkennen, was wir Gutes in ihr finden. Aber es ist doch fraglich, ob wir das in der von Goethe vorgeschlagenen Weise tun können. Ob dem Menschen eine Neigung zur Ehrfurcht angeboren ist, wird man sehr bezweifeln müssen. Kinder pflegen von ihr sehr frei zu sein und für das ganze jugendliche Alter bildet sie keinen hervorstechenden Charakterzug. Von ihr wird man also doch wohl sagen müssen, daß sie keine ererbte, sondern eine erworbene Tugend ist. Viel eher kann man behaupten, daß gewisse Elemente von Güte und Rechtlichkeit tief in der menschlichen Natur liegen. Die Liebe zwischen Eltern und Kindern oder zwischen Geschwistern betrachten wir alle als eine edle Regung der Natur, und ihr Fehlen gilt uns nicht bloß als unsittlich, sondern auch als unnatürlich. Und daß ein feines Gefühl, Recht und Unrecht zu unterscheiden, schon dem Kinde innewohnt und gar nicht bloß da hervortritt, wo es sich um die eigene Person handelt, ist jedem Erzieher bekannt. Seine Klärung und Entfaltung findet es freilich erst in der Schule des reiferen Lebens. Familienliebe und Rechtsgefühl scheinen also in der Tat zwei Mitgaben zu sein, die wir ohne unser Zutun empfangen und die es uns erleichtern, den Eingang in das Reich der Sittlichkeit zu finden. Man darf aber auch nicht mehr behaupten, als daß sie bis an dessen Schwelle führen. Dazu, daß wir mit unserer Teilnahme und Dienstwilligkeit den engen Kreis des eigenen Hauses überschreiten und die eigentlich sittlichen Aufgaben in Angriff nehmen, unsere Trägheit und Selbstsucht überwinden, für andere arbeiten, in dem Wohl unseres Volkes und Staats unser eigenes Anliegen sehen, dazu treibt uns kein Zug unserer Natur. Dieses Verhalten vererbt sich auch

*) Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion. 3. A. S. 158.

**) A. a. O. S. 125.

nicht von einer Generation auf die andere. Dazu bedarf es eines vom bewußten Willen ausgehenden Antriebs, eines ausdauernden Strebens der Selbsterziehung. Und daß dieses in so vielen Menschen gänzlich zu fehlen scheint, in allen mangelhaft ist, das ist es eben, was wir als ein allgemeines sittliches Verderben in der Menschheit feststellen. Zu einer wirksamen Bekämpfung unserer Mängel und Gebrechen ist aber jene natürliche Erbtugend völlig unzureichend; auf sie läßt sich keine Reform der Gesinnung gründen; sie kann uns auf den sittlichen Weg hinweisen, aber uns auf demselben nicht dauernd leiten. So wenig der Instinkt uns die Bahn des intellektuellen Fortschritts zeigen kann, so wenig ist dieser sittliche Naturtrieb imstande, den Menschen moralisch vorwärts zu bringen oder gar das entartete Willensleben wieder zu heilen.

Behält aber der ethische Pessimismus des Christentums Recht, der ein allgemeines moralisches Verderben behauptet, einen tief gewurzelten Hang zum Bösen, dann stehen wir aufs neue vor der Frage, die uns schon in der letzten Vorlesung beschäftigt hat, wie kann es zur Verwirklichung des sittlichen Ideals in der Menschenwelt kommen? Das Christentum gibt darauf die Antwort: Nicht ohne die Hilfe der Religion, nicht ohne eine mit Bewußtsein erlebte und festgehaltene Gemeinschaft mit Gott. Damit bestreiten wir nicht, daß es auch außerhalb des Christentums achtungswerte Sittlichkeit gegeben hat und noch gibt. Ihre Forderungen und Ziele sind aber allezeit unverkennbar andere gewesen als die christlichen, und darum mag es für jene moralischen Denkweisen auch andere Wege geben, um ihr Ziel zu erreichen, soweit es überhaupt erreicht wird. Dagegen gilt es von dem christlichen Ideal, das wir zu Anfang entwickelt haben, daß seine Forderung persönlicher Reinheit und schrankenloser Liebe nur auf dem Boden der Religion gestellt und erfüllt werden kann. Wir meinen aber allerdings, daß zuletzt jedes ernste Streben, wenn es sich den ganzen Inhalt der sittlichen Forderung klar macht, bei diesem christlichen Ideal anlangen muß und dann vor der Alternative steht, entweder ist dieses Ziel unerreichbar oder es kann nur mit Gottes Hilfe erreicht werden.

Warum kann uns der religiöse Glaube auf diesem Punkte allein weiterführen? Aus dem Zusammentreffen eines hohen sittlichen Ideals mit der Einsicht in die sittliche Verkehrtheit des menschlichen Willenslebens entspringt der lähmende Zweifel, ob eine so erhabene sittliche Forderung auch wirklich für Menschen, wie wir sind, Geltung haben können. Oberflächliche Naturen lösen diesen Zwiespalt leicht, indem sie das Ideal herabstimmen zu dem, was sie für möglich halten. Sie machen aus der unbedingten Reinheit des Herzens eine im ganzen anständige Lebensführung, lassen auch für ihre Teilnahme und Liebe gewisse ihnen notwendig erscheinende Schranken bestehen und kommen dann mit diesem verkürzten Ideal leicht ins Reine. Ernste Gemüter dagegen reiben sich wund in dem Zwiespalt von Sollen und Nichtvollbringen, ja sie sagen sich, daß bei diesem Nichtvollbringen auch das Nichtwollen eine verhängnisvolle Rolle spielt. Sie müssen in diesem fortgesetzten Kampf entweder an sich oder an dem Ideal oder an beiden verzweifeln, wenn ihnen nicht ein Glaube zu Hilfe kommt. Sie müssen glauben können, daß dieses Ideal in einer höheren Hand geborgen ist und daß in dieser Hand auch die unbedingte Macht seiner Verwirklichung liegt. Religion ist Glaube an die Wirklichkeit des sittlichen Ideals und darum Glaube an sein Recht und seine Macht, auch bei uns wirklich zu werden. Daß damit der ganze Inhalt des umfassenden Begriffs Religion nicht erschöpft ist, ist mir wohl bekannt, aber es genügt hier, die Seite der Religion zu bezeichnen, nach der sie mit der Sittlichkeit unmittelbar zusammenhängt. Damit gibt die Religion dem sittlich ringenden Menschen etwas, was kein Blick in seine Umgebung und kein Blick in sein eignes Herz ihm geben kann. Ist das sittliche Ideal wirklich in Gott und getragen von seinem machtvollen Willen, dann kann aller Widerspruch der Erfahrung gegen dessen Geltung nicht aufkommen. Dann ist auch unser Ringen um seine Durchführung kein hoffnungsloses Beginnen; es darf von der Zuversicht des endlichen Gelingens getragen sein. Zuversicht ist aber die erste Bedingung des Erfolges bei jedem großen und schweren Werk. Ein guter Teil der Willenskraft, die wir an den Großen der Geschichte bewundern, ist ihre unerschütterliche Zuversicht gewesen.

Ist aber dieser Glaube an die Wirklichkeit des Guten nicht selbst eine willkürliche Annahme, die zwar tröstlich, aber gänzlich unverbürgt ist? Die Antwort auf diese Frage liegt für den Christen in dem Eindruck, den er von Christus empfängt. Er hat sein Ideal des Guten nicht bloß erdacht, er hat es wirklich gelebt. Wir können seine Festigkeit, seine Hoheit, seine Geduld, seinen Reichtum an Liebe nur verstehen, wenn wir annehmen, er hat aus einer unversieglichen Quelle geschöpft, er hat sein

Leben wirklich mit Gott gelebt. Er ist nicht bloß eines unter vielen *Vorbildern*, zu denen wir aufschauen, er ist das *sittliche Urbild* der Menschheit, weil er das Abbild der göttlichen Reinheit und Liebe ist. Darum steht er in der Geschichte als eine unvergleichliche Erscheinung, von der Ströme sittlicher Erkenntnis und nie versiegende Wirkungen des Lebens ausgehen.

Damit ist auch erst für den Menschen, der gerne aus seiner sittlichen Verkehrtheit herauskommen möchte, die Möglichkeit gegeben, den *Zugang zu einer neuen sittlichen Lebensrichtung* zu finden. Die persönliche Hingebung an das sittliche Urbild läßt uns in seine Gesinnung und Weise hineinwachsen. Unter den Mitteln sittlicher Erziehung ist der Anschluß an eine überragende Persönlichkeit das wirksamste und mächtigste. Wir verstehen dies vielleicht am besten, wenn wir uns an das Verhältnis des Kranken zu seinem Arzt erinnern. Zuerst vielleicht ein unruhevolles und hastiges Bemühen, der Krankheit nach eigenem Wissen und Können zu begegnen; dann, wenn die überlegene Einsicht und der sichere Wille des Arztes über ihm waltet, ein Verzicht auf alles Besserwissen, ein rückhaltloser Anschluß an seine Weisung. Ein fremdes Ich übernimmt gleichsam die Leitung des eigenen Willens, und dadurch entsteht Ruhe, Zuversicht, neue Lebenshoffnung. In noch höherem Maß als bei leiblich Kranken trifft dies bei gewissen Gemütskranken zu; ihre Gesundung hängt oft ausschließlich daran, daß sie ihr krankes Ich gleichsam vergessen und im Anschluß an einen überlegenen Geist und Willen eine neue Gestalt des Bewußtseins und Willens empfangen. Nicht umsonst hat sich Jesus den *Arzt der Menschenseelen* genannt. In der vertrauensvollen Hingebung unseres Willens an ihn, den überlegenen Führer, kommen wir aus unserer verkehrten Willensrichtung heraus und in seine Sinnesweise hinein; wir empfangen einen neuen Willen, ein neues Ich.

Das ist es, was die christliche Lehre als Wiedergeburt im sittlichen Sinn des Wortes bezeichnet. Und darin, daß sie den Weg zu einer solchen Willenserneuerung zeigt, liegt ein unbestreitbarer Vorzug der christlichen Sittenlehre. Handelt es sich darum, den im Kern seines Willens guten Menschen noch *besser* zu machen, so kann uns dazu jede einigermaßen brauchbare sittliche Anweisung dienen. Wie dagegen ein sittlich verkehrter Wille erstmals in die Richtung des Guten gebracht werden kann, das versäumt die außerchristliche Moral meist uns zu sagen. Sie hält sich darum auch in der Regel an die Menschen, die bereits

das Gute wollen, und überläßt den — nach ihrer Überzeugung wenig aussichtsvollen — Versuch, Gefallene wieder aufzurichten, verfehlte Existenzen zurechtzubringen, der Bemühung christlicher Liebe. Das Christentum beweist aber eben darin die Kühnheit und Zuversicht seines idealen Glaubens, daß es vor dieser Aufgabe nicht zurückschreckt, keinen Menschen aufgibt, sondern auf eine Macht des Guten rechnet, die auch die schwersten Hemmungen überwindet.

Aber auch für die fortgehende Leitung des neuen Lebens verfügt die religiöse Moral des Christentums über *wirksame Kräfte*, welche die religionslose Moral nicht kennt. Es gehört zu den sichersten Ergebnissen psychologischer Beobachtung, daß unser Wille durch Gefühlsmotive beeinflußt wird. Freud und Leid, Hoffnung und Furcht, Liebe und Haß sind Triebfedern des Handelns von unberechenbarer Stärke. Nun ist es zweifellos eine Eigentümlichkeit der Religion, daß sie Gefühle auslöst, die den Menschen befreien, ihn mit Freude, Hoffnung und Liebe erfüllen, während sie zugleich den Druck der Sorge und Furcht von ihm nimmt, die Kraft niederdrückender Affekte vermindert und bricht. Freiheit, Erhebung und Freude sind aber der Sonnenschein, in dem alles Gute gedeiht. Indem die christliche Religion solche Gefühle zu einem Element unseres inneren Lebens macht, schafft sie dem auf das Gute gerichteten Willen eine ihm gemäße Umgebung, die seiner Befestigung und Stärkung günstig ist. Und sie wehrt zugleich der vergänglichen Flüchtigkeit dieser Gefühle und Stimmungen, indem sie dieselben in einer Weltanschauung gleichsam verankert, aus der sie immer neu entspringen und durch die sie so in stetiger Wirksamkeit erhalten werden.

Wir haben versucht, uns den Zusammenhang der Sittlichkeit mit der Religion, wie er im Christentum gegeben ist, deutlich zu machen. Indem wir aber die Religion als eine starke, ja unentbehrliche *Hilfsmacht* der Sittlichkeit darstellten, müssen wir auf den Vorwurf gefaßt sein, daß sie vielmehr eine bedenkliche und schädliche Krücke sei, deren die selbständige Sittlichkeit nicht bedürfe. Man liebt es, gegen die christliche Moral das stolze von Kant geprägte Wort der *Autonomie* zu kehren. Der wahrhaft sittliche Mensch gebe sich selbst das Gesetz und er verdanke dessen Erfüllung seiner eigenen Kraft. Dem modernen Bewußtsein könne keine Autoritätsmoral genügen, und dem berechtigten Selbstgefühl des heutigen Menschen widerstrebe es, sich eine Gnade erweisen zu lassen. Es scheint mir, daß dieser Einspruch ein

doppeltes Mißverständnis begeht. Er vergißt, daß auch die idealistische Ethik Kants eine Autorität bestehen läßt, freilich keine äußere, wohl aber eine innere, die Autorität der Vernunft. Ohne die Unterwerfung unter ihr Gesetz gibt es kein sittliches Leben. Es ist auch nicht einzusehen, wie wir eine solche innere Autorität sollten entbehren können. So wenig wir zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, wenn wir die Gesetze der Logik nicht respektieren, so wenig kommen wir zur Freiheit, wenn wir uns von jedem sittlichen Gesetz lossagen. Es steht nun einmal nicht in unserem Belieben, die tyrannische Herrschaft unserer Begierde für die wahre Freiheit, die Anarchie für das Fundament des Staatslebens zu erklären. Genau so wie die idealistische Ethik zur Autorität der Vernunft, steht aber die christliche zur Autorität Gottes. Ja, indem wir das sittliche Gesetz auf Gott zurückführen, geben wir nur einer undeutlichen und unvollständigen Auffassung einen klareren und genügenderen Ausdruck. Eine gebietende Vernunft, von der unser Wille und aller Menschen Wille abhängig ist, ist eben Gott. Und die Autorität Gottes ist auch uns kein äußerer Zwang, keine von Menschen erdachte Forderung, sondern eine innere Autorität, die jeder in sich finden und der er sich nur mit Freiheit unterwerfen kann. Auch keine in der Geschichte auftretende Offenbarung würden wir als solche zu erkennen vermögen, wenn sie sich uns nicht innerlich bezeugte als die Stimme der ewigen Wahrheit, der unser innerstes Wesen zustimmen muß.

Den Namen der Autonomie dürfen wir also für die christliche Sittlichkeit mit demselben Recht in Anspruch nehmen, mit dem die humane Sittlichkeit ihn trägt. Als Gnade bezeichnen wir unsere sittliche Existenz ja nur im Verhältnis zu Gott, und von ihm abhängig zu sein, ist keine Unfreiheit. Es ist die einzig mögliche und richtige Stellung für ein Wesen, das sich nicht selbst erschaffen hat und über die Bedingungen seines Wohlseins und Gedeihens nicht verfügt. Der gesamten Welt gegenüber nehmen wir die unbedingteste Selbständigkeit für uns in Anspruch. Kein Gebot, kein Lob oder Tadel von Menschen, ja auch keine Neigung unserer Natur und kein Wunsch unseres Herzens kann uns beirren auf dem Weg, den wir für recht erkannt und uns frei vorgezeichnet haben. Diese Autonomie hat Jesus von seinen Jüngern ernst und nachdrücklich gefordert. Ja er hat sie noch dadurch verschärft und ergänzt, daß er von den Seinigen verlangt, sie sollen auch ihrer eigenen Bequemlichkeit und Rachsucht gegenüber

autonom sein. Die christliche Sittlichkeit ist darum der ganzen Welt gegenüber so autonom als eine moralische Gesinnung nur sein kann, und daß sie sich dabei von Gott abhängig weiß, das dient nur dazu, dieser sittlichen Freiheit das Gepräge und die Gewähr unbesiegbarer Festigkeit zu geben. Es ist denn auch nicht schwer, aus der Geschichte Belege dafür anzuführen, daß das Christentum unabhängige Charaktere von nicht minder scharfer Prägung hervorgebracht hat als irgendeine andere sittliche Denkweise. Es genügt, zum Beweis dafür die Namen Paulus, Luther, Cromwell, E. M. Arndt zu nennen. Auch Kant dürfen wir hierher rechnen, denn es ist unverkennbar, daß sein sittliches Denken zuletzt unter christlichen Einflüssen steht.

Nun hat aber die christliche Lebensanschauung noch einem letzten Einwand Rede zu stehen. Er stützt sich darauf, daß der christliche Jenseitsglaube mit seiner Verheißung einer künftigen Seligkeit das diesseitige Leben entwerte und die Reinheit des sittlichen Willens gefährde. Über das erste kann ich mich kurz fassen. Gewiß ist der Glaube an eine jenseitige Vollendung ein unentbehrlicher Bestandteil der christlichen Religion. Er entspringt ihr sowohl aus der Größe der göttlichen Liebe, die ihre Geschöpfe nicht zur Vernichtung, sondern nur zur Vollendung bestimmt haben kann, wie aus dem Wert der menschlichen Seele, die ihren Gehalt an geistiger und sittlicher Kraft in einigen Erdenjahren nicht auslebt. Allein wie dieser Zustand der Vollendung sein wird, ist uns gänzlich verborgen. Darum kann auch ein gläubiger Christ das Jenseits nicht vorausnehmen, er muß in diesen irdischen Verhältnissen seine Liebe und Treue beweisen. Aller Idealismus, den wir aus dem Jenseitsglauben schöpfen, kommt darum doch unserer Arbeit, unserem Beruf, unserem Vaterland zugute. Wir wissen schlechterdings keinen anderen Weg, um Gott zu dienen, als, um mit Goethe zu sprechen: „schwerer Pflichten tägliche Bewahrung". Die Vorstellung von einem Jenseitsglauben, der dem Diesseits das Mark aussaugt, ist darum ein leeres Gespenst, das alsbald flieht, wenn man ihm ins Gesicht leuchtet.

Nicht viel besser steht es aber um die andere Befürchtung, das christliche Handeln müsse durch die Rechnung auf einen künftigen Lohn notwendig verunreinigt werden. Die Situation, die sie voraussetzt, ist auf protestantischem Boden eigentlich ganz unmöglich. Denn wir Protestanten sehen ja in der Seligkeit des Menschen gar nicht die Belohnung seiner Werke; wir nehmen

vielmehr an, daß jeder Mensch, der im Vertrauen auf Gott Gutes tut, schon selig ist, Gottes Kind und Erbe der Vollendung. Alle Liebe, die er andern erweist, ist darum nur der Reflex der göttlichen Liebe und der Seligkeit, die ihn bereits innerlich reich gemacht hat. Darum kann es auch dem evangelischen Christen gar nicht in den Sinn kommen, bei seinem sittlichen Handeln für sich etwas suchen zu wollen, er ist vielmehr mit seinen Gedanken ganz bei der Sache, er will nur das Beste anderer und kann sich darüber völlig vergessen.

Nun wird man freilich sagen, das ist eine ideale Betrachtung. In der Theorie mag das so sein; in Wirklichkeit schwebt doch auch dem evangelischen Christen der künftige Lohn vor, der ihn für seine Mühen und Leiden entschädigen wird. Auch wenn das so sein sollte, so würde ich darin zwar eine Unvollkommenheit des Glaubens, aber keine Verderbnis der Moral sehen. Es ist offenbar ein großer Unterschied, ob man aus kluger Berechnung handelt oder ob man es daraufhin wagt, Gutes zu tun, weil es in einer geglaubten jenseitigen Welt vergolten wird. Auf einen Preis, den Menschen aussetzen, kann man rechnen, man kann seine Auslieferung sogar im Wege der Klage erzwingen. Auf die jenseitige Welt kann man nicht rechnen. Man kann sie nicht mit den Sinnen wahrnehmen und nicht mit den Mitteln der Wissenschaft beweisen. Man kann nur an sie glauben, und zwar, weil man an Gott glaubt, weil man an eine sittliche Vollendung, eine sittliche Weltordnung glaubt. Wer darum an eine künftige Vergeltung wirklich glaubt und daraufhin getrost handelt, den würde ich nicht für einen unnoblen Charakter, sondern für einen Idealisten halten, der seine Kraft und sein Gut an ein fernes und hohes Ziel setzt, das nur ein sittlich hochgesinnter Mensch den lockenden Zielen dieser Welt vorziehen kann. Immerhin würde ich ihn zugleich für einen irrenden, unvollkommenen und ungeklärten Idealisten halten und dem den Vorzug geben, der das Gute tut, ohne an sich selbst dabei zu denken, in der Überzeugung, daß ihn Gott schon innerlich reich gemacht hat und auch ferner mit seiner Liebe über ihm walten wird.

Der Philosoph Lotze hat über unsere Frage geurteilt: „Jede Weltanschauung ist unvollständig, die ein unvergoltenes Verschwinden des Guten für möglich hält.“ Doppelt unmöglich ist diese Annahme in einer religiösen Weltanschauung, die in dem persönlichen Willen des Guten das oberste Prinzip aller Wirklichkeit erkennt. Ihr muß jede gute Tat als eine fortströmende

Quelle des Guten in jedem Sinne des Wortes gelten. Darin kommt die beherrschende Stellung zum Ausdruck, welche die sittlichen Werte im Weltlauf einnehmen. Dem Christentum kann es nur zur Ehre gereichen, wenn es die Konsequenzen der sittlichen Weltauffassung auch in dieser Richtung zieht. Es kann auch seine sittliche Haltung nicht beeinträchtigen, daß es die künftige Vergeltung als unterstützendes Motiv für den noch unbefestigten Willen geltend macht. In der Erziehung der Unmündigen haben Belohnungen und Strafen ihre unanfechtbare Stelle. Dagegen hat gerade die christliche Ethik alles getan, um den wirklich gereiften Menschen über jedes Rechnen auf diesseitigen oder jenseitigen Lohn hinauszuführen, indem sie in den Antrieben der Nächstenpflicht und Nächstenliebe, der Freude, Freiheit und Seligkeit in der Gemeinschaft mit Gott sittliche Motive höchsten Ranges und lautester Art darreicht.

Weit entfernt darum, eine Gefährdung und Entstellung der diesseitigen sittlichen Arbeit zu sein, ist der christliche Jenseitsglaube vielmehr der konsequente Abschluß einer idealistischen, sittlichen Anschauung des Lebens und der Welt.

Kehren wir aber zum Schluß noch einmal zu dem Gesamtbild der sittlichen Denkweise zurück, die das Christentum vertritt, so ist unverkennbar, daß hier erst die sittliche Forderung — ohne von ihrer Strenge etwas einzubüßen — in eine Anschauung von Welt und Leben eingegliedert wird, in der sie inneren Halt und Zusammenhang wie die Gewähr ihrer Durchführbarkeit empfängt. Die Gewißheit, daß das Sittengesetz der Wille des himmlischen Vaters ist, dem wir nicht nur unsere physische Existenz, sondern auch die Wiederherstellung aus Verirrung und Schuld verdanken, enthält den stärksten Antrieb, uns seinem sittlichen Gebot verpflichtet zu fühlen. Die Liebe, mit der wir uns von ihm gesucht, begnadigt und geleitet wissen, erweckt in uns eine gleichartige Liebe zu unsern Brüdern, die imstande ist, ihnen Gutes zu tun, ohne auf ihr Entgegenkommen oder ihren Dank zu warten. Und wenn wir aus dieser Gesinnung heraus unsere sittliche Aufgabe lösen, so erwächst uns aus dem Blick auf Gottes zuvorkommende Liebe zugleich die Demut, die weit entfernt, auf irgend eine Leistung zu pochen, in aller Liebeserweisung nur den schwachen Anfang sieht, eine unermeßliche Dankesschuld abzutragen.

Der Glaube an Gott als den allmächtigen Hort des Guten ist aber ferner auch ein mächtiger Schutz gegen die entmutigen-

den Erfahrungen, die in uns Zweifel gegen die Erfüllbarkeit der sittlichen Forderungen erregen wollen. Eine Sache, zu der Gott sich bekennt, muß trotz aller Hemmungen von außen und von innen den Sieg behalten. Der sittliche Kämpfer, der sich als Mitarbeiter an einer gottgewollten Aufgabe erkennt, kann sich nie verlassen und verloren fühlen, auch wenn er sich gegen die Gewohnheiten und Gedanken seiner Zeit und Umgebung zu wenden genötigt ist. Ja, auch die sittliche Forderung selbst ist ihm nicht bloß ein strenges Sollen, unter das er sich beugt; so oft er sich seiner Kindesstellung zu Gott erinnert und von dessen Liebe getragen fühlt, wird sie ihm verklärt zu dem inneren Trieb seiner wahren und eigentlichen Natur. Das sittliche Tun wird so eingestellt in den rhythmischen Wechsel von Empfangen und Geben und erhält dadurch das Gepräge der inneren Freiheit wie die Gewähr der Stetigkeit und Dauer. Der religiöse Glaube verwandelt so die sittlichen Imperative in die ohne Zwang sich vollziehenden Impulse des guten Willens.

Und schließlich wird erst in dieser religiösen Gestalt der sittliche Idealismus wahrhaft volkstümlich. Ein unbedingtes Gesetz ohne einen gesetzgebenden unbedingten Willen, der uns als übergeordnete Autorität gegenübersteht, bleibt doch immer eine bloße Abstraktion, ein nicht zu Ende gedachter und darum auch für unsere Anschauung nicht einleuchtender Gedanke. Erst wenn wir in diesem Gebot den erhabenen Willen des Herrn der Welt erblicken, gewinnt es für unser Denken lichtvolle Klarheit und für unser Wollen eindringliche Kraft. Erst in der religiösen Ethik des Christentums schließt sich darum der Ring, in dem das sittliche Leben seine unverkümmerte Existenz gewinnt. Die ewige Liebe wird zum unaufhörlichen sittlichen Impuls und jedes Opfer, das wir unserer Pflicht bringen, zum inneren und unvergänglichen Gewinn.

Wenn ich diese Vorlesungen mit einer Rechtfertigung der christlichen Lebensauffassung abschließe, so hoffe ich, darum den anderen Standpunkten, die zur Besprechung gekommen sind, nicht Unrecht getan zu haben. Die christliche Auffassung vom sittlichen Leben ist so einfach, so groß und so überzeugend, daß sie es nicht nötig hat, sich durch Herabsetzung anderer sittlicher Gedanken erst ihre Überlegenheit zu sichern. Es bedarf nur der Herausstellung ihrer wirklichen Meinung und der Hinwegräumung grundloser Vorurteile, um ihre Wahrheit wie ihre Kraft ins Licht zu stellen. Möge es mir einigermaßen gelungen sein, dies zu tun!

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung u. Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)
Eine unparteiische Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien, zugleich ein Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung.

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 273.)
Eine zusammenfassende Kultur- und Sittengeschichte des Leipziger Studenten.

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)
Behandelt das mit der großen sozialen Frage unserer Zeit in so engem Zusammenhang stehende Problem der Volkserziehung in praktischer, selbständiger Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. Mit 2 Abbildungen. (Bd. 224.)
Behandelt Geschichte, Aufgaben, Wesen und Bedeutung der experimentellen Pädagogik und ihrer Forschungsmethode.

Moderne Erziehung in Haus u. Schule. Von Johannes Tews. (Bd. 159.)
Zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin Marie Martin. (Bd. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)
Gibt in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik nach ihrem gegenwärtigen Stand und zugleich Richtlinien für ihre künftige Entwicklung.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Friedrich Schilling. (Bd. 256.)
Würdigt die gegenwärtige Ausgestaltung des gesamten (einschließlich des gewerblichen und kaufmännischen) Fortbildungsschulwesens und zeichnet Richtlinien für einen konsequenten Weiterbau.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abbildungen und 1 Titelbild. (Bd. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen sowie seinen Wert als Erziehungsmittel und erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und Ländern.

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 85.)
Eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens von seinen Anfängen an bis zum nationalen Humanismus der Gegenwart.

1

den Erfahrungen, die in uns Zweifel gegen die Erfüllbarkeit der sittlichen Forderungen erregen wollen. Eine Sache, zu der Gott sich bekennt, muß trotz aller Hemmungen von außen und von innen den Sieg behalten. Der sittliche Kämpfer, der sich als Mitarbeiter an einer gottgewollten Aufgabe erkennt, kann sich nie verlassen und verloren fühlen, auch wenn er sich gegen die Gewohnheiten und Gedanken seiner Zeit und Umgebung zu wenden genötigt ist. Ja, auch die sittliche Forderung selbst ist ihm nicht bloß ein strenges Sollen, unter das er sich beugt; so oft er sich seiner Kindesstellung zu Gott erinnert und von dessen Liebe getragen fühlt, wird sie ihm verklärt zu dem inneren Trieb seiner wahren und eigentlichen Natur. Das sittliche Tun wird so eingestellt in den rhythmischen Wechsel von Empfangen und Geben und erhält dadurch das Gepräge der inneren Freiheit wie die Gewähr der Stetigkeit und Dauer. Der religiöse Glaube verwandelt so die sittlichen Imperative in die ohne Zwang sich vollziehenden Impulse des guten Willens.

Und schließlich wird erst in dieser religiösen Gestalt der sittliche Idealismus wahrhaft volkstümlich. Ein unbedingtes Gesetz ohne einen gesetzgebenden unbedingten Willen, der uns als übergeordnete Autorität gegenübersteht, bleibt doch immer eine bloße Abstraktion, ein nicht zu Ende gedachter und darum auch für unsere Anschauung nicht einleuchtender Gedanke. Erst wenn wir in diesem Gebot den erhabenen Willen des Herrn der Welt erblicken, gewinnt es für unser Denken lichtvolle Klarheit und für unser Wollen eindringliche Kraft. Erst in der religiösen Ethik des Christentums schließt sich darum der Ring, in dem das sittliche Leben seine unverkümmerte Existenz gewinnt. Die ewige Liebe wird zum unaufhörlichen sittlichen Impuls und jedes Opfer, das wir unserer Pflicht bringen, zum inneren und unvergänglichen Gewinn.

Wenn ich diese Vorlesungen mit einer Rechtfertigung der christlichen Lebensauffassung abschließe, so hoffe ich, darum den anderen Standpunkten, die zur Besprechung gekommen sind, nicht Unrecht getan zu haben. Die christliche Auffassung vom sittlichen Leben ist so einfach, so groß und so überzeugend, daß sie es nicht nötig hat, sich durch Herabsetzung anderer sittlicher Gedanken erst ihre Überlegenheit zu sichern. Es bedarf nur der Herausstellung ihrer wirklichen Meinung und der Hinwegräumung grundloser Vorurteile, um ihre Wahrheit wie ihre Kraft ins Licht zu stellen. Möge es mir einigermaßen gelungen sein, dies zu tun!

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung u. Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)
Eine unparteiische Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien, zugleich ein Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung.

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 273.)
Eine zusammenfassende Kultur- und Sittengeschichte des Leipziger Studenten.

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)
Behandelt das mit der großen sozialen Frage unserer Zeit in so engem Zusammenhang stehende Problem der Volkserziehung in praktischer, selbständiger Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. Mit 2 Abbildungen. (Bd. 224.)
Behandelt Gechichte, Aufgaben, Wesen und Bedeutung der experimentellen Pädagogik und ihrer Forschungsmethode.

Moderne Erziehung in Haus u. Schule. Von Johannes Tews. (Bd. 159.)
Zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin Marie Martin. (Bd. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)
Gibt in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik nach ihrem gegenwärtigen Stand und zugleich Richtlinien für ihre künftige Entwicklung.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Friedrich Schilling. (Bd. 256.)
Würdigt die gegenwärtige Ausgestaltung des gesamten (einschließlich des gewerblichen und kaufmännischen) Fortbildungsschulwesens und zeichnet Richtlinien für einen konsequenten Weiterbau.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abbildungen und 1 Titelbild. (Bd. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen sowie seinen Wert als Erziehungsmittel und erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und Ländern.

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 85.)
Eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens von seinen Anfängen an bis zum nationalen Humanismus der Gegenwart.

1

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 299.)
Bietet einen anregenden Überblick über das Gesamtgebiet des gegenwärtigen deutschen Unterrichtswesens.

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. Gottlieb Fritz. Mit 14 Abbildungen. (Bd. 266.)
Gibt einen zusammenfassenden Überblick über das für den Aufschwung des geistigen Lebens der modernen Kulturvölker so wichtige Volksbildungswesen.

Schulkämpfe der Gegenwart. Von Johannes Tews. (Bd. 111.)
Stellt die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschulen handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, Abhängigkeit vom Zeitgeist und Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. In 2 Bänden.
Band I: Von Schiller bis Lange. (Bd. 188.) Band II: In Vorbereitung.
Eine feinsinnige Auslese von Aussprüchen und Aufsätzen unserer führenden Geister über eine allseitig harmonische Ausbildung von Leib und Seele.

Schulhygiene. Von Prof. Dr. Leo Burgerstein. 2. Auflage. Mit 33 Figuren. (Bd. 96.)
Ein alle in Betracht kommenden Fragen gleichmäßig berücksichtigendes Gesamtbild der modernen Schulhygiene.

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. Johannes Petersen. 2 Bände. (Bd. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. (Bd. 161.)
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend. (Bd. 162.)
Behandelt das gesamte öffentliche Fürsorgewesen, dessen Vorzüge und Mängel sowie die Möglichkeit der Reform.

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. Edward Delavan Perry. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 206.)
Schildert die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in Nordamerika, belehrt über das dortige innere und äußere akademische Leben und bietet interessante Vergleiche zwischen deutschem und amerikanischem Hochschulwesen.

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. Siegmund Müller. Mit zahlreichen Abbildungen, Karte und Lageplan. (Bd. 190.)
Schildert, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, die Einrichtungen und den Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen in ihrer Eigenart.

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Von Direktor Dr. Franz Kuypers. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 150.)
Schildert anschaulich das amerikanische Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend.

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. Paul Natorp. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. (Bd. 250.)
Sucht durch systematische Darstellung der Prinzipien Pestalozzis und ihrer Durchführung eine von seiner zeitlichen Bedingtheit losgelöste Würdigung des Pädagogen anzubahnen.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit einem Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)
Sucht durch liebevolle Darstellung von Herbarts Werden und Lehre seine durch eigenartige Terminologie und Deduktionsweise schwer verständliche Philosophie und Pädagogik weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)
Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Hierzu siehe ferner:

Gaupp, Psychologie des Kindes S. 6. Hensel, Rousseau S. 5. Zander, Die Leibesübungen S. 18.

Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von Prof. Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)
Gibt eine wissenschaftlich begründete, durchaus objektive Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise und Lehre sowie der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. Edvin Lehmann. (Bd. 217.)
Verfolgt die Erscheinungen der Mystik von der niedrigsten Stufe durch die orientalischen Religionen bis zu den mystischen Phänomenen in den christlichen Kirchen aller Zeiten.

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. Hermann Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte, in deren Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösten.

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Peter Thomsen. Mit 36 Abbildungen. (Bd. 260.)
Will, indem es die wichtigsten bis in das 4. Jahrtausend vor Christi zurückreichenden Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Palästina zum ersten Male gemeinverständlich darstellt, zugleich ein Führer sein zu neuem und tieferem Eindringen in die geschichtlichen Grundlagen unserer Religion.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Friedrich Giesebrecht. 2. Auflage. (Bd. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, und wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. Heinrich Weinel. 2. Auflage. (Bd. 46.)
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. Paul Mehlhorn. (Bd. 137.)
Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als geschichtlich beglaubigter Tatbestand festzuhalten und was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor Carl Bonhoff. (Bd. 89.)
Sucht der ganzen Fülle und Eigenart der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden, indem es ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht.

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer August Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
Will die Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch eine Darstellung seiner Entwicklung von der ersten schriftlichen Fixierung bis zum heutigen „berichtigten" Text beantworten.

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bände. (Bd. 297. 298.)
Zeigt durch eingehende Charakterisierung der schöpferischen Persönlichkeiten die Wechselbeziehungen zwischen Kulturentwicklung und Christentum auf.

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. Johannes Geffcken. 2. Auflage. (Bd. 54.)
Ein Bild der vielseitigen, kultur- und religionsgeschichtlichen Bedingtheiten, unter denen die Werdezeit des Christentums steht.

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. Eberhard Vischer. (Bd. 309.)
Zeigt durch eingehende Darstellung von Leben und Lehre die Persönlichkeit des Apostels in ihrer zeitlichen Bedingtheit und in ihrer bleibenden weltgeschichtlichen Bedeutung.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. Auflage. Mit 2 Bildnissen Luthers. (Bd. 113.)
Gibt auf kulturgeschichtlichem Hintergrunde eine unparteiische, Schwächen und Stärken gleichmäßig beleuchtende Darstellung von Luthers Leben und Wirken.

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Sucht durch eingehende Darstellung des Lebens und Wirkens sowie der Persönlichkeit des Genfer Reformators, sowie der Wirkungen, welche von ihm ausgingen, Verständnis für seine Größe und bleibende Bedeutung zu wecken.

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. vermehrte Auflage. (Bd. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens nach seiner bleibenden geschichtlichen Bedeutung.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. August Heinrich Braasch. 2. Auflage. (Bd. 66.)
Will durch eine großzügige historische Übersicht über das an Richtungen und Problemen so reiche religiöse Leben der Gegenwart den innerlichsten und höchsten Lebenswerten gegenüber einen eigenen Standpunkt finden helfen.

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. Paul Kalweit. (Bd. 225.)
Will das Verhältnis der Religion zu dem übrigen Geistesleben, insbesondere zu Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst klarlegen, indem es die bedeutsamsten Anschauungen darüber erörtert.

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. August Pfannkuche. (Bd. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen.

Hierzu siehe ferner:

von Negelein, Germanische Mythologie S. 10.
Wachtler, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage S. 8.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Raoul Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)
Bietet eine anschauliche, zugleich wissenschaftlich-gründliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtungen ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems, und nimmt dabei, nach einer vorherigen Abgrenzung des Gebietes der Philosophie und Bestimmung ihrer Aufgabe, zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die Fragen der Moral- und Religionsphilosophie zu beleuchten.

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor Hans Richert. (Bd. 186.)
Will die Stellung der Philosophie im Geistesleben der Gegenwart beleuchten, ihren Wert als Weltanschauung sicher stellen, ihre Grundprobleme und deren Lösungsversuche charakterisieren und in die philosophische Literatur einführen.

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Bd. 176.)
Will durch Geschichte in die Philosophie einführen, indem es von sechs großen Denkern, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. Ludwig Busse. 4. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)
Eine sich auf die Darstellung der großen klassischen Systeme beschränkende, aber deren beherrschende und charakteristische Grundgedanken herausarbeitende und so ein klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauungen entwerfende Einführung in die neuere Philosophie.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 4. Auflage. (Bd. 41.)
Schildert die vier Hauptrichtungen der modernen deutschen Philosophie: den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus unter eingehender Würdigung der bedeutendsten Vertreter der verschiedenen Richtungen.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse. (Bd. 180.)
Stellt Rousseau als Vorläufer des deutschen Idealismus, seine Lebensarbeit als unumgängliche Voraussetzung für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte dar.

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 2. Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. (Bd. 146.)
Eine Einführung in das Verständnis Kants und eine Würdigung seiner Philosophie in ihrer unvergleichlichen und schier unerschöpflichen Kraft der Anregung, wie seiner Persönlichkeit in ihrer echten in sich geschlossenen Eigenart.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Realschuldirektor Hans Richert. 2. Auflage. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Bd. 81.)
Gibt, in das Werden dieses großen deutschen Philosophen und Schriftstellers mit seinen geschichtlichen Bedingungen und Nachwirkungen einführend, einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines Systems.

Herbert Spencer. Von Dr. Karl Schwarze. Mit Bildnis. (Bd. 245.)
Gibt eine klar gefaßte Darstellung des Lebens und des auf dem Entwicklungsgedanken aufgebauten Systems Herbert Spencers nach seinen verschiedenen Seiten, nämlich philosophische Grundlegung, Biologie, Psychologie, Soziologie und Ethik.

Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Josef Petzoldt. (Bd. 133.)
Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Auflage. (Bd. 12.)
Stellt sich in den Dienst einer nationalen Erziehung, indem es zuversichtlich und besonnen eine von konfessionellen Schranken unabhängige, wissenschaftlich haltbare Lebensanschauung und Lebensordnung begründet und entwickelt.

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Otto Kirn. (Bd. 177.)
Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, des Utilitarismus, des Evolutionismus, an der ästhetischen Lebensauffassung, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. Max Verworn. 2. Auflage. Mit 18 Figuren. (Bd. 200.)
Schildert vom monistischen Standpunkt aus die modernen Anschauungen über die physiologischen Grundlagen der Gehirnvorgänge.

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. Ernst Trömner. (Bd. 199.)
Bietet eine rein sachliche Darstellung der Lehre von Hypnotismus und Suggestion und zeigt deren Einfluß auf die wichtigsten Kulturgebiete.

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. Rob. Gaupp. Mit 18 Abbildungen. (Bd. 213.)
Behandelt die wichtigsten Kapitel aus der Kinderpsychologie unter Betonung der Bedeutung des psychologischen Versuchs für die Erkenntnis der Eigenart geistiger Tätigkeit wie der individuellen Verschiedenheiten im Kindesalter.

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. Paul Pollitz, Strafanstaltsdirektor. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)
Gibt eine umfassende Übersicht und psychologische Analyse des Verbrechens als Produkt sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, defekter geistiger Anlage wie persönlicher, verbrecherischer Tendenz.

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. Joh. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)
Gibt allgemeinverständlich eine eingehende wissenschaftliche Antwort auf die Grundfrage: „Was ist die Seele?"

Hierzu siehe ferner:

Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum S. 3. Pischel, Leben und Lehre des Buddha S. 3. Flügel, Herbarts Lehre und Leben S. 3. Pfannkuche, Naturwissenschaft und Religion in Kampf und Frieden S. 4. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst S. 8. Muckle, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert S. 14.

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 267.)
Gibt einen auf den Resultaten moderner Sprachforschung aufgebauten, umfassenden Überblick über die Sprachstämme des Erdkreises, ihre Verzweigungen in Einzelsprachen sowie über deren gegenseitige Zusammenhänge.

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 268.)
Will durch Erklärung je eines charakteristischen Textes aus acht Hauptsprachtypen einen unmittelbaren Einblick in die Gesetze der menschlichen Sprachbildung geben.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 4.)
Verfolgt Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken von den Bibliotheken der Babylonier und den Zeitungen im alten Rom bis zu der großartigen Entwicklung des Schrift- und Buchwesens seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. Arthur W. Unger. 2. Auflage. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen. (Bd. 175.)
Schildert in einer durch Abbildungen und Papier- und Illustrationsproben unterstützten Darstellung Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches unter eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken.

Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Prof. Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 84.)
Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Rhetorik. Von Dr. Ewald Geißler. (Bd. 310.)
Eine zeitgemäße Rhetorik für den Berufsredner wie für jeden nach sprachlicher Ausdrucksfähigkeit Strebenden.

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)
Gibt einen vollständigen historischen Überblick über das gesamte Gebiet der deutschen Vor- und Familiennamen und erklärt ihre Entstehung und Bedeutung nach ihren verschiedenen Gattungen.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 3. Auflage. (Bd. 7.)
Eine von warmem Empfinden getragene, durch reiche Proben belebte Einführung in das Verständnis des Werdens und Wesens des deutschen Volksgesanges.

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. (Bd. 262.)
Bietet zum erstenmal eine vollständige Übersicht über die reichen Schätze der deutschen Volkssage, als des tiefverschütteten Grundes deutscher Anschauungs- und Denkweise.

Schiller. Von Prof. Dr. Theobald Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. 2. Auflage. (Bd. 74.)
Will durch eingehende Analyse der Einzelwerke in das Verständnis von Schillers Leben und Gedankenwelt einführen.

Friedrich Hebbel. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 238.)
Gibt eine eindringende Analyse des Werkes und der Weltanschauung des großen deutschen Tragikers.

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)
Sucht durch eindringende Analyse des Einzelwerkes in die Gedankenwelt Gerhart Hauptmanns einzuführen.

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. (Bd. 232.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen ein knappes, lebendiges Bild jener Epoche, deren Wichtigkeit für unser Bewußtsein ständig wächst, und die an Reichtum der Gefühle, Gedanken und Erlebnisse von keiner anderen übertroffen wird.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. Georg Witkowski. 3. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 51.)
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Das Drama. Band I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. Mit 3 Abbildungen. (Bd. 287.)
Verfolgt die Entwicklung des Dramas von den primitiven Anfängen über Altertum, Mittelalter und Renaissance bis zum französischen Klassizismus.

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Christian Gaehde. Mit 20 Abbild. (Bd. 230.)
Eine Geschichte des Theaters vom griechischen Altertum durch Mittelalter und Renaissance bis auf die Schauspielkunst der Gegenwart, deren verschiedene Strömungen in ihren historischen und psychologischen Bedingungen dargestellt werden.

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero. (Bd. 254.)
Schildert unter liebevoller Würdigung der größten und feinsten Meister des Liedes an der Hand wohlgewählter Proben die Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik.

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildnissen. (Bd. 193.)
Sucht Entwicklung und Schaffen Ibsens und Björnsons sowie der bedeutendsten jungen norwegischen Dichter auf Grund der Veranlagung und Entwicklung des norwegischen Volkes verständlich zu machen und im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen.

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Bd. 185.)
Schildert Shakespeare und seine Zeit, seine Vorgänger und eigenartige Bühne, seine Persönlichkeit und seine Entwicklung als Mensch und Künstler und erörtert die vielumstrittene Shakespeare-Bacon-Frage.

Hierzu siehe ferner:
Gerber, Die Stimme S. 19. Das Buchgewerbe und die Kultur S. 11.

Bildende Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen. (Bd. 272.)
Gibt an der Hand der Entwicklung des griechischen Sarkophags eine Entwicklungsgeschichte der gesamten griechischen Plastik in ihrem Zusammenhang mit Kultur und Religion.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 8.)
Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters über das Wesen der Baukunst aufklären, indem es zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern.

Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Bd. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung".

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. Mit 63 Abbildungen. (Bd. 198.)
Zeigt an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die angewandte Kunst im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, wie die Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben.

Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers, verbunden mit einer eingehenden Analyse seiner vorzüglichsten Werke

Rembrandt. Von Prof. Dr. Paul Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Darstellung des menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Rembrandts.

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. Richard Graul. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 87.)
Bringt unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials die mehr als einmal für die Entwicklung der Kunst bedeutsame Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung.

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 77.)
Zeigt, daß gesunde Kunstpflege zu wahrem Menschentum gehört, und wie es jedermann in seinen Verhältnissen möglich ist, sie zu verwirklichen.

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. Mit 41 Abbildungen. (Bd. 274.)
Eine Geschichte des Gartens als Kunstwerk, vom Altertum bis zu den modernen Bestrebungen.

Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Bd. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche, äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. Carl Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Bd. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus Eignem hinzugebracht hat.

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. (Bd. 178.)
Ein anschauliches Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen, des Stoffes der Tonkunst, wie seiner Bearbeitung und der Musik als Tonsprache.

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. Carl R. Hennig. (Bd. 119.)
Untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials, prüft die Natur der musikalischen Darstellungsmittel und erörtert die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmaterials und der Darstellungsmittel zur Darstellung gebracht werden können.

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. Edgar Istel. Mit einer Silhouette von E. T. A. Hoffmann. (Bd. 239.)
Gibt eine erstmalige Gesamtdarstellung der Epoche Schuberts und Schumanns, der an Persönlichkeiten, Schöpfungen und Anregungen reichsten der deutschen Musikgeschichte.

Das moderne Orchester. Von Prof. Dr. Fritz Volbach. Mit Partiturbeispielen und 2 Instrumententabellen. (Bd. 308.)
Gibt zum ersten Mal einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Orchestrierung vom Altertum bis auf Richard Strauß.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Bd. 93.)
Behandelt als Einführung in die Kulturprobleme der Gegenwart den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung sowie der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 131.)
Sucht auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler ein anschauliches Bild von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr zu entwerfen.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Prof. Dr. Friedrich v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)
Sucht an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen.

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. 2. Auflage. (Bd. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdozent Dr. Karl Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)
Bietet durch Charakterisierung markanter Persönlichkeiten einen Einblick in das wirkliche Wesen des gemeinhin so wenig bekannten und doch so wichtigen mittelalterlichen Byzanz.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. 2. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)
Beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanische Mythologie. Von Dr. Julius v. Negelein. (Bd. 95.)
Gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem es die Äußerungen religiösen Lebens, namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht und sich überall bestrebt, das ihnen zugrunde liegende psychologische Motiv aufzudecken.

Mittelalterliche Kulturideale. Band I. Heldenleben. Von Prof. Dr. V. Vedel. (Bd. 292.)
Zeichnet auf Grund besonders der griechischen, germanischen, persischen und nordischen Heldendichtung ein Bild des heroischen Kriegerideals, um so Verständnis für die bleibende Bedeutung dieses Ideals für die Ausbildung der Kultur der Menschheit zu wecken.

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Christian Rauck. Mit 70 Abbildungen. (Bd. 121.)
Gibt eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses von der germanischen Urzeit über Skandinavien und Mittelalter bis zur Gegenwart.

Das deutsche Dorf. Von Robert Mielke. Mit 51 Abbild. (Bd. 192.)
Schildert die Entwicklung des deutschen Dorfes von den Anfängen dörflicher Siedelungen an bis in die Neuzeit, in der uns ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen entgegentritt.

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen. (Bd. 116.)
Will das Interesse an dem deutschen Hause, wie es geworden ist, fördern, indem es das „Herdhaus", das oberdeutsche Haus, die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät schildert und einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat gibt.

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Hermann S. Rehm. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 214.)
Will durch die Schilderung der wichtigsten deutschen Volksfeste und Bräuche Teilnahme und Verständnis für sie als Äußerungen des Seelenlebens unseres Volkes neu erwecken und beleben.

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Regierungs-Baumeister a. D. Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Bd. 117.)
Will dem Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine Schilderung der eigenartigen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegen kommen.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Eduard Otto. 3. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 14.)
Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. Eduard Otto. 2. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt.

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abbildung. (Bd. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. Rudolf Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. Georg Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent Lic. Dr. Heinrich Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. Robert Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. Heinrich Waentig.
Will für das mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpfte Buchgewerbe verständnisvolle Freunde, tatkräftige Berufsgenossen werben.

Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 91.)
Zeigt, wie Münzen zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen; leat die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung in historischer Entwicklung dar und gibt im Anschluß daran Münzensammlern beherzigenswerte Winke.

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2 Bände. (Bd. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwicklung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte.

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Privatdozent Theodor Bitterauf. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Schildert in knapper, wohldurchdachter, durch charakteristische Selbstzeugnisse und authentische Äußerungen bedeutender Zeitgenossen belebter Darstellung des großen Königs Leben und Wirken, das den Grund gelegt hat für die ganze spätere geschichtliche und kulturelle Entwicklung Deutschlands.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel. (Bd. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse im 19. Jahrhundert, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht, und wobei der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 102.)

Die 3 Bände geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Sucht in kritischer, abwägender Darstellung den einzelnen Ständen und Parteien, den rechts und links auftretenden Extremen gerecht zu werden und hebt besonders den großartigen deutschnationalen Aufschwung jenes Jahres hervor.

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. Siegmund Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)

Schildert die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Kolumbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. Wilh. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Bd. 174.)

Eine großzügige und fesselnde Darstellung der für uns so bedeutsamen Entwicklung des britischen Weltreichs, seiner inneren und äußeren Ausgestaltung als einer der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Bd. 195.)

Will zum Verständnis für das System Napoleons führen und zeigen, wie die napoleonischen Kriege nur unter dem Gesichtswinkel der imperialistischen Politik zu verstehen sind.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bände. (Bd. 242. 243.)

Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.)
Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Gibt zum ersten Male in lebendiger und klarer Sprache eine Gesamtdarstellung der Entstehung des modernen Österreichs, seiner interessanten, durch das Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren bedingten innerpolitischen Entwicklung seit 1848.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Ernst Daenell. (Bd. 147.)

Gibt eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart.

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major Otto von Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Gegenwart.

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Alfred Meyer, Hauptmann im Kgl. Sächs. Inf.-Reg. Nr. 133 in Zwickau. Mit 3 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. (Bd. 271.)

Stellt die ungeheuren Umwälzungen dar, welche die Entwicklung des modernen Verkehrswesens und der modernen Technik auf das Kriegswesen ausgeübt hat, wie sie bei einem europäischen Krieg der Zukunft in die Erscheinung treten würden.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem es zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt.

Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Bd. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang sowie des Abrüstungsproblemes und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegung und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. Käthe Schirmacher. 2. Auflage. (Bd. 67.)

Unterrichtet eingehend und zuverlässig über die moderne Frauenbewegung aller Länder auf den Gebieten der Bildung, Arbeit, Sittlichkeit, Soziologie und Politik.

Hierzu siehe ferner:

H. v. Soden, Palästina und seine Geschichte. S. 3. **Thomsen,** Palästina nach den neuesten Ausgrabungen. S. 3. **Neurath,** Antike Wirtschaftsgeschichte. S. 15. **Geffcken,** Aus der Werdezeit des Christentums. S. 4. **Sell,** Christentum und Weltgeschichte. S. 4. **Weise,** Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 17. **Matthaei,** Deutsche Baukunst im Mittelalter. S. 8. **Bähnisch,** Die deutschen Personennamen. S. 7. **Böckel,** Die deutsche Volkssage. S. 7. **Bruinier,** Das deutsche Volkslied. S. 7. **Paulsen,** Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. S. 1. **Knabe,** Geschichte des deutschen Schulwesens. S. 1. **Bruchmüller,** Der Leipziger Student von 1409—1909. S. 1. **Boehmer,** Luther im Lichte der neueren Forschung. S. 4. **Sodeur,** Johann Calvin. S. 4. **Boehmer,** Die Jesuiten. S. 4. **Mackle,** Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. S. 14. **Pohle,** Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. S. 14. **Laughlin,** Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. S. 14. **Schmidt,** Geschichte des Welthandels. S. 14. **Fried,** Internationales Leben der Gegenwart. S. 14. **Wislicenus,** Der Kalender. S. 24. **Weise,** Schrift- und Buchwesen. S. 7. **Rauch,** Geschichte der Gartenkunst. S. 9.

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Prof. Dr. Eduard Hubrich. (Bd. 89.)

Zeigt den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der preußischen Verfassung.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Edgar Loening. 3. Auflage. (Bd. 34.)

Eine durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche das Verständnis des geltenden Rechtes fördernde Einführung in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches, soweit seine Kenntnis für jeden Deutschen erforderlich ist.

Finanzwissenschaft. Von Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Ein Überblick über das Gesamtgebiet der Finanzwissenschaft, der jedem die Möglichkeit einer objektiv-wissenschaftlichen Beurteilung der Reichsfinanzreform bietet.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 4. Auflage. (Bd. 2.)

Schildert die sozialen Bewegungen und Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den altorientalischen und antiken Kulturvölkern an durch das Mittelalter bis zur Entstehung des modernen Sozialismus.

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Friedrich Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.)
Band I: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)
Gibt eine seine philosophischen Grundlagen aufzeigende Darstellung der Entwicklung des sozialen Ideals im 19. Jahrhundert mit liebevoller Charakterisierung der Einzelpersönlichkeiten von Owen, Fourier, Weitling über Proudhon, Saint-Simon, Rodbertus bis zu Karl Marx und Lassalle.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Mit einer lithographischen Tafel. (Bd. 226.)
Ein „Baedeker für das internationale Land", der durch eine Zusammenstellung der internationalen Vereinbarungen und Einrichtungen nach ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht, wie weit der internationale Zusammenschluß der Kulturwelt auf nationaler Grundlage bereits gediehen ist.

Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Bd. 118.)
Behandelt die Entwicklung des Handels vom Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt, und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann den ganzen Erdball erobert.

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)
Schildert die Entwicklung von primitivsten prähistorischen Anfängen bis zur heutigen Weltmachtstellung des deutschen Handels mit ihren Bedingungen und gibt ein übersichtliches Bild dieses weitverzweigten Organismus.

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Bd. 179.)
Stellt unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande sowie die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft dar, erörtert die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend und behandelt endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. 2. Auflage. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)
Will Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeiführen und darlegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 2. Auflage. (Bd. 57.)
Eine objektive, ruhig abwägende Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben im Laufe des einen Jahrhunderts erfahren hat.

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. Walter Claaßen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 215.)
Behandelt die natürlichen Grundlagen der Bodenbereitung, die Technik und Betriebsorganisation des Bodenbaues und der Viehhaltung, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Landbaues sowie die agrarpolitischen Fragen, ferner die Bedeutung des Menschen als Produktionsfaktor in der Landwirtschaft und andererseits die Rolle, die das Landvolk im Lebensprozesse der Nation spielt.

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)
Gibt in knappen Zügen ein vollständiges Bild von dem Stande der inneren Kolonisation in Deutschland als einer der volkswirtschaftlich, wie sozial und national wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Bd. 127.)
Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die wirtschaftlichen Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Rathgen. (Bd. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen einen gemeinverständlichen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Antike unter stetem Vergleich mit modernen Verhältnissen.

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. Hans Kampffmeyer. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 259.)
Orientiert zum ersten Male umfassend über Ursprung und Geschichte, Wege und Ziele, Bedeutung und Erfolge der Gartenstadtbewegung.

Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (Bd. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Prof. Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bd. 73.)
Bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes unter besonderer Berücksichtigung der Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen.

Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. Franz Staudinger. (Bd. 222.)
Stellt die Konsumgenossenschaft nach ihrer Bedeutung und ihren Grundlagen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Organisation und in ihren Kämpfen und Zukunftsaussichten dar.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Bd. 106.)
Behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. Alfred Manes. (Bd. 105.)
Behandelt die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, ihre Entwicklung und Organisation, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, ebenso die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung usw.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Walter Lotz. 3. Auflage, fortgeführt bis 1909. (Bd. 15.)
Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. (Bd. 165.)
Eine umfassende Darstellung des gesamten Postwesens unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung sowie der Bedürfnisse der Praxis.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. Mit 4 Figuren. (Bd. 183.)
Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Schildert unter klarer Veranschaulichung der zugrundeliegenden Prinzipien den Entwicklungsgang der Telegraphen- und Fernsprechtechnik von Flammenzeichen und Rufposten bis zum modernen Mehrfach- und Maschinentelegraphen und von Philipp Reis' und Graham Bells Erfindung bis zur Einrichtung unserer großen Fernsprechämter.

Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Thieß. (Bd. 169.)
Gibt in übersichtlicher Darstellung der großen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte eine Nationalökonomik der deutschen Schiffahrt.

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Bd. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsreferendar Dr. Albert Hellwig. (Bd. 212.)
Bietet eine Reihe interessanter Bilder aus dem Gebiete des kriminellen Aberglaubens, wie z. B. von modernen Hexenprozessen, Vampyrglauben, Sympathiekuren, verborgenen Schätzen, Meineidszeremonien usw.

Das dtsch. Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)
Die erste zusammenfassende Orientierung auf Grund der neuen Zivilprozeßreform.

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanwalt Paul Bienengräber. 2 Bände. (Bd. 219. 220.)
Band I: Die Familie. (Bd. 219.) Band II: Der Haushalt. (Bd. 220.)
Behandelt in anregender, durch zahlreiche, dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebter Darstellung alle in der Familie und dem Haushalt vorkommenden Rechtsfragen und Rechtsfälle.

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund. (Bd. 115.)
Schildert die historische Entwicklung des Ehebegriffes nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite, untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes und behandelt darüber hinaus auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt Bernhard Tolksdorf. (Bd. 138.)
Behandelt die geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und führt in Sinn und Wesen des Patent-, Muster- und Warenzeichenrechts ein.

Die Miete nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. Max Strauß. (Bd. 194.)
Will durch eine objektive, gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts die beiden Gruppen Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufklären und gleichzeitig durch Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und Entscheidungen dem praktischen Juristen als Handbuch dienen.

Das Wahlrecht. Von Regierungsrat Dr. Oskar Poensgen. (Bd. 249.)
Bietet eine Würdigung der verschiedenen Wahlrechtssysteme und Bestimmungen sowie eine Übersicht über die heutzutage in den einzelnen Staaten geltenden Wahlrechte.

Hierzu siehe ferner:

Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom S. 10. **Barth**, Unsr. Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen. Im Lichte d. Erdkunde dargestellt S. 17. **Pollitz**, Psychologie des Verbrechers S. 6.

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. 3. Auflage. (Bd. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, der Steppen- und Wüstenvölker, der Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. (Bd. 122.)
Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klarmachen und Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten erwecken.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 16.)
Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen u. a. m.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. Adolf Heilborn. 2. Auflage. Mit 26 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 98.)
Gibt eine durch Abbildungen und Karten unterstützte objektive und allseitige Darstellung der geographischen und ethnographischen Grundlagen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien.

Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Unsere kolonisatorischen Errungenschaften materieller und ideeller Art, wie auch die weitere Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete werden geographisch und statistisch begründet.

Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Bd. 163.)
Erörtert die Ursachen des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, sowie ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

Der Orient. Eine Länderkunde. Von Ewald Banse. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I. Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abbildungen, 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen und 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II. Der arabische Orient. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Band III. Der arische Orient. (Bd. 279.)
Der erste Band gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine lebendige Schilderung von Land, Leuten und wirtschaftlichen Verhältnissen in Marokko, Algier und Tunis, der zweite eine solche von Ägypten, Arabien, Syrien und Mesopotamien, der dritte von Kleinasien, Armenien und Iran.

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. 2. Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Faßt in gedrängtem Überblick die Fortschritte und wichtigsten Ergebnisse der Nord- und Südpolarforschung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammen.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. 2. Aufl. Mit 41 Figuren. (Bd. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine umfassende Schilderung des Reiches der Alpen in landschaftlicher, erdgeschichtlicher, sowie klimatischer, biologischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht.

Anthropologie. Heilwissenschaft u. Gesundheitslehre.

Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 62.)
Bringt streng sachlich und doch durchaus volkstümlich das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten und den Tertiärmenschen zur Darstellung.

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. Karl v. Bardeleben. In 5 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbildungen. (Bd. 201.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 202.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abbildungen. (Bd. 203.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)
V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 26 Abbildungen. (Bd. 263.)

In dieser Reihe von 5 Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane, und im fünften werden die verschiedenen Ruhelagen des Körpers, Liegen, Stehen, Sitzen usw., sodann die verschiedenen Arten der Ortsbewegung, Gehen, Laufen, Tanzen, Schwimmen, Reiten usw., endlich die wichtigsten Bewegungen innerhalb des Körpers, die der Wirbelsäule, des Herzens und des Brustkorbes bei der Atmung zur Darstellung gebracht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. Heinrich Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 32.)

Erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen machen.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Unterrichtet über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über die wichtigsten Fragen der Hygiene.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen Diagnose und Therapie, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. Moritz Fürst. (Bd. 265.)

Gibt einen vollständigen Überblick über das Wesen des ärztlichen Berufes in seinen verschiedenen Betätigungen und veranschaulicht die heutige soziale Bedeutung unseres Ärztestandes.

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. D. von Hansemann. (Bd. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgendeiner Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. Richard Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. Johannes Frentzel. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Der Alkoholismus. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. In 3 Bänden. (Bd. 103. 104. 145.)

Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme, und enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung.

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. Bruno Leick. (Bd. 152.)

Erörtert nach einem Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe und deren hauptsächlichste Erkrankungen die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen, wobei besonders eingehend die Pflege bei Infektionskrankheiten, sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt werden.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. Richard Zander. Mit 27 Figuren. (Bd. 48.)

Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Bd. 151.)

Erörtert an eingehend dargestellten Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 4 Abbildungen und 1 Tafel. (Bd. 251.)

Gibt in sachlicher, aber rückhaltlos offener Darlegung ein Bild von dem Wesen der Geschlechtskrankheiten und von ihren Erregern, erörtert ausführlich ihre Bekämpfung und Verhütung, mit besonderer Rücksicht auf das gefährliche Treiben der Prostitution und der Kurpfuscher, die persönlichen Schutzmaßregeln, sowie die Aussichten auf erfolgreiche Behandlung.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. Josef Klemens Kreibig. 2. Auflage. Mit 30 Abbildungen. (Bd. 27.)

Eine Darstellung der einzelnen Sinnesgebiete, der Organe und ihrer Funktionsweise, der als Reiz wirkenden äußeren Ursachen, sowie der Empfindungen nach Inhalt, Stärke und Merkmalen.

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. Heinrich Rosin. (Bd. 312.)

Eine allgemeinverständliche Darstellung von Bau und Funktion des Herzens und der Blutgefäße, sowie den verschiedenen Formen ihrer Erkrankungen.

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abbildungen. (Bd 149.)

Schildert die Anatomie des menschlichen Auges, sowie die Leistungen des Gesichtssinnes und behandelt die Hygiene des Auges, seine Erkrankungen und Verletzungen, Kurzsichtigkeit, Vererbung usw.

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. Paul H. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 136.)

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne werden der Kehlkopf des Menschen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung erörtert.

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fritz Jäger. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 229.)

Schildert Entwicklung und Aufbau, sowie die Erkrankungen der Zähne, die Wechselbeziehungen zwischen Zahnzerstörnis und Gesamtorganismus und die zur Schaffung und Erhaltung eines gesunden Gebisses dienlichen Maßnahmen.

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)
Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose.

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. Max Loehlein. Mit 31 Abbildungen. (Bd. 307.)
Gibt eine Darstellung der wichtigsten Errungenschaften der modernen Bakteriologie und eine Übersicht über die häufigen Infektionskrankheiten nach dem Stande der neueren Forschungen.

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walter Raupe. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 154.)
Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen in Betracht kommenden Fragen den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens werden besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdozent Dr. Roland Sticher. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 171.)
Unterrichtet über den Bau des weiblichen Organismus und seine Pflege vom Kindesalter an, vor allem aber eingehend über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter.

Naturwissenschaften. Mathematik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren. (Bd. 40.)
Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und der allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Die Lehre von der Energie. Von Dr. Alfred Stein. Mit 13 Figuren. (Bd. 257.)
Vermittelt für jeden verständlich eine Vorstellung von der umfassenden Einheitlichkeit, die durch die Aufstellung des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. Gustav Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren. (Bd. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. Leo Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Bd. 17.)
Behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. Richard Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Auflage. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)
Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. Walter Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)
Ermöglicht durch anschauliche Darstellung der den chemischen Vorgängen zugrunde liegenden allgemeinen Tatsachen, Begriffe und Gesetze ein gründliches Verständnis dieser und ihrer praktischen Anwendungen.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die optischen Instrumente. Von Dr. Moritz von Rohr. Mit 84 Abbildungen. (Bd. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei das Ultramikroskop, die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht, die Prismen- und die Zielfernrohre, die Projektionsapparate und stereoskopischen Entfernungsmesser erläutert werden.

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 284.)
Gibt eine von zahlreichen Abbildungen unterstützte Darstellung der spektroskopischen Forschung und ihrer weittragenden Ergebnisse für Wissenschaft und Technik.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Bd. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben und gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Theodor Hartwig. Mit 40 Abbildungen und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators.

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. Richard Börnstein. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 172.)
Behandelt ausführlich die Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre, Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich die Bewegung der Wärme.

Die Physik der Kälte. Von Dr. Heinrich Alt. (Bd. 311.)
Ein Überblick über die künstliche Erzeugung tiefster Temperaturen und ihre so wichtige technische Verwendung.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. Reinhart Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abbildungen. (Bd. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung derselben für unser Wohlergehen.

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Gibt eine zusammenfassende Darstellung unseres gesamten Wissens über das Wasser, dies Lebenselement der Erde, unter besonderer Berücksichtigung des praktisch Wichtigen.

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren. (Bd. 187.)
Will einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse der organischen Chemie geben und das Verständnis für ihre darauf begründeten praktischen Entdeckungen und Erfindungen vermitteln.

Der Luftstickstoff u. seine Verwertung. Von Prof. Dr. Karl Kaiser. (Bd. 313.)
Ein Überblick über Wesen, Bedeutung und Geschichte dieses wichtigsten und modernsten Problems der Agrikulturchemie bis auf die neuesten erfolgreichen Versuche zu seiner Lösung.

Die Erscheinungen des Lebens. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren. (Bd. 130.)
Sucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem es nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens, wie Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, den Tod und die Variabilität behandelt.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. Richard Hesse. 3. Auflage. Mit 37 Figuren. (Bd. 39.)
Gibt einen kurzen, aber klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und sucht die Frage, wie die Umwandlung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, nach dem neuesten Stande der Forschung zu beantworten.

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)
Eine gemeinverständliche, streng sachliche Darstellung der bedeutsamen Ergebnisse der modernen Forschung über das Befruchtungsproblem.

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Paul Gisevius. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 173.)
Eine leichtfaßliche Darstellung alles dessen, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, eine kleine „Botanik des praktischen Lebens".

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen. (Bd. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Figuren. (Bd. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 153.)
Schildert unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes, und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes. Ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Kolonialbotanik. Von Privatdoz. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Schildert die allgemeinen Grundlagen und Methoden tropischer Landwirtschaft und behandelt im besonderen die bekanntesten Kolonialprodukte, wie Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle usw.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. Arwed Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 132.)
Behandelt Kaffee, Tee und Kakao, sowie Mate und Kola in bezug auf die Art und Verbreitung der Stammpflanzen, ihre Kultur und Ernte bis zur Gewinnung der fertigen Ware.

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer Ernst Reukauf. Mit 100 Abbildungen. (Bd. 181.)
Eröffnet einen Einblick in den staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens und lehrt den Ursachen ihrer wunderbaren Lebenserscheinungen nachforschen.

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Bd. 160.)
Eröffnet dem Naturfreunde ein Bild reichen Lebens im Wassertropfen und sucht ihn zugleich zu eigener Beobachtung anzuleiten.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)
Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdoz. Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
Stellt die charakteristischen Eigenschaften aller Tiere — Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung — dar und sucht die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich zu machen.

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. Wilhelm Lubosch. Mit 107 Abbildungen. (Bd. 282.)
Gibt eine auf dem Entwicklungsgedanken aufgebaute allgemeinverständliche Darstellung eines der interessantesten Gebiete der modernen Naturforschung.

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. Carl Keller. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 252.)
Schildert eingehend den Verlauf der Haustierwerdung, die allmählich eingetretene Umbildung der Rassen sowie insbesondere die Stammformen und Bildungsherde der einzelnen Haustiere.

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 77 Abbildungen. (Bd. 253.)
Gewährt durch anschauliche Schilderung der zu den wechselvollsten und überraschendsten biologischen Tatsachen gehörenden Formen der tierischen Fortpflanzung sowie der Brutpflege Einblick in das mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehende Tatsachengebiet.

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. Alwin Voigt. (Bd. 221.)
Will durch Schilderung des deutschen Vogellebens in der Verschiedenartigkeit der Daseinsbedingungen in den wechselnden Landschaften die Kenntnis der charakteristischen Vogelarten und namentlich auch ihrer Stimmen fördern.

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. Wilhelm R. Eckardt. (Bd. 218.)
Eine wissenschaftliche Erklärung der rätselhaften Tatsachen des Vogelzugs und der daraus entspringenden praktischen Forderungen des Vogelschutzes.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 231.)
Schildert die gesteinsbildenden Tiere, vor allem die für den Bau der Erdrinde so wichtigen Korallen nach Bau, Lebensweise und Vorkommen.

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. Otto Maas. Mit 11 Karten und Abbildungen. (Bd. 139.)
Zeigt die Tierwelt als Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres von dessen Lebensbedingungen wie von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen, und betrachtet an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt.

Die Bakterien. Von Prof. Dr. Ernst Gutzeit. Mit 13 Abbild. (Bd. 233.)
Setzt, gegenüber der laienhaften Identifikation von Bakterien und Krankheiten, die allgemeine Bedeutung der Kleinlebewelt für den Kreislauf des Stoffes in der Natur und dem Haushalt des Menschen auseinander.

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 236.)
Gibt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Gesamtheit des Tier- und Pflanzenreiches, über den Aufbau der Organismen, ihre Lebensgeschichte, ihre Abhängigkeit von der äußeren Umgebung und die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der belebten Natur.

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 148.)
Die merkwürdigen, oft erstaunlichen Verschiedenheiten in Aussehen und Bau der Tiergeschlechter werden durch zahlreiche Beispiele aus allen Gruppen auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt.

Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Bd. 94.)
Faßt die Ergebnisse der Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und die ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, und über die Sinnestätigkeit der Ameisen zusammen.

Das Süßwasser-Plankton. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Figuren. (Bd. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende Darstellung, wobei besonders die Kampfmittel beider Gegner, hier Schußwaffen, Fallen, Gifte oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit geschildert werden.

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. Leonhard Weber. 2. Auflage. Mit 28 Figuren und 3 Tafeln. (Bd. 55.)
Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Auflage. Mit 26 Figuren. (Bd. 24.)
Gibt eine anschauliche Darstellung vom Bau des Weltalls wie der einzelnen Weltkörper und der Mittel zu ihrer Erforschung.

Entstehung der Welt und der Erde, nach Sage und Wissenschaft. Von Geh. Regierungsrat Prof. D. M. B. Weinstein. (Bd. 223.)
Zeigt, wie die Frage der Entstehung der Welt und der Erde in den Sagen aller Völker und Zeiten und in den Theorien der Wissenschaft beantwortet worden ist.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. Samuel Oppenheim. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 110.)
Schildert den Kampf des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Der Mond. Von Prof. Dr. Julius Franz. Mit 31 Abbild. (Bd. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde, anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Die Planeten. Von Prof. Dr. Bruno Peter. Mit 18 Figuren. (Bd. 240.)
Bietet unter steter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung unserer Erkenntnis eine eingehende Darstellung der einzelnen Körper unseres Planetensystems und ihres Wesens.

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
Erklärt die für unsere Zeitrechnung bedeutsamen astronomischen Erscheinungen und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben.

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fritz Frech. In 5 Bänden. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 207—211.)
In 5 Bänden wird eine vollständige Darstellung der Fragen der allgemeinen Geologie und physischen Erdkunde gegeben, wobei Übersichtstabellen die Fachausdrücke und die Reihenfolge der geologischen Perioden erläutern und auf neue, vorwiegend nach Original-Photographien angefertigte Abbildungen und auf anschauliche, lebendige Schilderung besonders Wert gelegt ist.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Band I: Gebirgsbau, Erdbebenlehre und Vulkanismus. (Bd. 207.)
Band II: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 208.)
Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Eine Einleitung in die physikalische Geologie. Mit 51 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. (Bd. 209.)
Behandelt als eines der interessantesten Gebiete der Geologie die Arbeit fließenden Wassers, Talbildung u. Karstphänomen, Höhlenbildung u. Schlammvulkane, Wildbäche, Quellen u. Grundwasser.
Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Textabbildungen. (Bd. 210.)
Behandelt die grundlegenden erdgeschichtlichen Vorgänge der Bodenbildung und Abtragung, der Küstenbrandung und maritimen Gesteinsbildung und schließlich die Geographie der großen Ozeane in Vergangenheit und Zukunft.
Band V: Gletscher und Eiszeit. (Bd. 211.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Paul Crantz. In 2 Bänden. Mit Figuren. (Bd. 120. 205.)
I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Auflage. Mit 9 Figuren. (Bd. 120.)
II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. Mit 21 Figuren. (Bd. 205.)
Band I unterrichtet in leicht faßlicher, für das Selbststudium geeigneter eingehender Darstellung unter Beifügung ausführlich berechneter Beispiele über die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, Band II ebenso über Gleichungen höheren Grades, arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, komplexe Zahlen und über den binomischen Lehrsatz.

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)
Will, ohne große Kenntnis vorauszusetzen, in die moderne Behandlungsweise der Infinitesimalrechnung einführen, die die Grundlage der gesamten mathematischen Naturwissenschaft bildet.

Mathematische Spiele. Von Dr. Wilhelm Ahrens. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)
Ein kurzweiliger und doch zuverlässiger Führer für jeden, dem das tiefere Verständnis der täglich von ihm geübten Unterhaltungsspiele Freude macht.

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. Max Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darstellungen von Übungsspielen. (Bd. 281.)
Sucht durch eingehende, leichtverständliche Einführung in die Spielgesetze sowie durch eine größere, mit Erläuterungen versehene Auswahl interessanter Schachgänge berühmter Meister diesem anregendsten und geistreichsten aller Spiele neue Freunde und Anhänger zu werben.

Hierzu siehe ferner:
Janson, Meeresforschung und Meeresleben S. 17.

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ing. Wilhelm Launhardt. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. (Bd. 23.)
Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abbild. (Bd. 216.)
Behandelt Grundlagen und Technik der Zeitmessung, sowie eingehend, durch zahlreiche technische Zeichnungen unterstützt, den Mechanismus der Zeitmesser und der feinen Präzisionsuhren nach seiner theoretischen Grundlage wie in seinen wichtigsten Teilen.

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 60.)
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Aegypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Bd. 28.)
Führt eine Reihe interessanter Ingenieurbauten, die Gebirgsbahnen und die Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)
Gibt eine fachmännische und dabei doch allgemein verständliche Darstellung dieses neuesten, in seiner Bedeutung für Hoch- und Tiefbau, Brücken- und Wasserbau stetig wachsenden Zweiges der Technik.

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Hermann Wedding. 3. Auflage. Mit 15 Figuren. (Bd. 20.)
Schildert, wie Eisen erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird, wobei besonders der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen dargestellt und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert werden.

Die Metalle. Von Prof. Dr. Karl Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften, Verwendung und Verbreitung.

Mechanik. Bd. I. **Die Mechanik der festen Körper.** Von Geh. Regierungsrat Albrecht von Ihering. Mit 61 Abbildungen. (Bd. 303.)
Durch Anwendung der graphischen Methode und Einfügung instruktiver Beispiele eine ausgezeichnete Darstellung der Grundlehren der Mechanik der festen Körper.
Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. (In Vorbereitung.)
Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorbereitung.)

Maschinenelemente. Von Prof. Richard Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
Eine Übersicht über die Fülle der einzelnen ineinandergreifenden Teile, aus denen die Maschinen zusammengesetzt sind, und ihre Wirkungsweise.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. Richard Vater. Mit 67 Abbildungen. (Bd. 196.)
Eine für weitere Kreise bestimmte, durch zahlreiche einfache Skizzen unterstützte Abhandlung über die Hebezeuge, wobei das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stande der Forschungen eingehend behandelt wird.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Prof. Richard Vater. 3. Auflage. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 21.)
Gibt eine die neuesten Fortschritte berücksichtigende Darstellung des Wesens, Betriebes und der Bauart der immer wichtiger werdenden Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 48 Abbildungen. (Bd. 86.)
Will ein Urteil über die Konkurrenz der modernen Wärmekraftmaschinen nach ihren Vor- und Nachteilen ermöglichen und weiter in Bau und Wirkungsweise der Dampfturbine einführen.

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Geh. Regierungsrat Albrecht v. Ihering. Mit 73 Figuren. (Bd. 228.)
Führt von dem primitiven Mühlrad bis zu den großartigen Anlagen, mit denen die moderne Technik die Kraft des Wassers zu den gewaltigsten Leistungen auszunutzen versteht.

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. Gust. Fischer. (Bd. 316.)
Ein Überblick über die verschiedenen Arten der landwirtschaftlichen Maschinen und ihre modernsten Vervollkommnungen.

Aus Natur und Geisteswelt.
Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur Johann Eugen Mayer. Mit 40 Abbildungen. (Bd. 241.)
Will über die verschiedenen Lüftungs- und Heizungsarten menschlicher Wohn- und Aufenthaltsräume orientieren und zugleich ein Bild von der modernen Lüftungs- und Heizungstechnik geben, um dadurch Interesse und Verständnis für die dabei in Betracht kommenden, in gesundheitlicher Beziehung so überaus wichtigen Gesichtspunkte zu erwecken.

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. Ernst Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)
Behandelt die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abbild. (Bd. 166.)
Gibt einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, wobei besonders das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Steuerung, Bereifung usw. besprochen werden.

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rudolf Blochmann. Mit 128 Abbildungen. (Bd. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Eine erschöpfende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, der rechtlichen und technischen Grundlagen sowie der Organisation und der verschiedenen Betriebsformen des Telegraphie- und Fernsprechwesens der Erde.

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor Helmuth Brick. Mit 47 Abb. (Bd. 235.)
Gibt, ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, durch Illustrationen unterstützt, nach einer elementaren Darstellung der Theorie der Leitung, einen allgemein verständlichen Überblick über die Herstellung, Beschaffenheit und Wirkungsweise aller zur Übermittlung von elektrischem Strom dienenden Leitungen.

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Bd. 167.)
Nach eingehender Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen Konstruktionstypen vorgeführt, wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und Wirtschaftsleben sowie die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Nautik. Von Oberlehrer Dr. Johannes Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)
Gibt eine allgemeinverständliche Übersicht über das gesamte Gebiet der Steuermannskunst, die Mittel und Methoden, mit deren Hilfe der Seemann sein Schiff sicher über See bringt.

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. Raimund Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)
Bietet eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen und technischen Entwicklung der Luftschiffahrt, indem es vor allem das Problem des Vogelfluges und das aerostatische und aerodynamische Prinzip des künstlichen Fluges behandelt und eine ausführliche, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung der verschiedenen Konstruktionen von Luftschiffen, von der Montgolfiere bis zum Motorballon und zum modernen Aeroplan gibt.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen. (Bd. 108.)

Behandelt die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung.

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 191.)

Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik im allgemeinen, wie der wichtigsten Gebiete (z. B.: Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure, Teerdestillation, Farbstoffe) im besonderen.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abbild. (Bd. 314.)

Eine allgemeinverständliche Übersicht über Geschichte, Aufgaben, Methoden, Resultate und Erfolge dieses volkswirtschaftlich so wichtigen Zweiges der angewandten Chemie.

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rud. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)

Gibt eine allgemeinverständliche, umfassende Schilderung des Gebietes der Sprengstoffe, ihrer Geschichte und ihrer Herstellung bis zur modernen Sprengstoffgroßindustrie, ihrer Fabrikation, Zusammensetzung und Wirkungsweise sowie ihrer Anwendung auf den verschiedenen Gebieten.

Photochemie. Von Prof. Dr. Gottfried Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)

Erklärt in einer für jeden verständlichen Darstellung die chemischen Vorgänge und Gesetze der Einwirkung des Lichtes auf die verschiedenen Substanzen und ihre praktische Anwendung, besonders in der Photographie, bis zu dem jüngsten Verfahren der Farbenphotographie.

Elektrochemie. Von Prof. Dr. Kurt Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)

Eröffnet einen klaren Einblick in die wissenschaftlichen Grundlagen dieses modernsten Zweiges der Chemie, um dann seine glänzenden technischen Erfolge vor Augen zu führen.

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. Johannes Bongardt. In 2 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 125. 126.)

I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.)
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)

Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. Gustav Abel. 2. Aufl. von Dr. Joseph Klein. Mit einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Bd. 76.)

Gibt eine vollständige Übersicht und Belehrung über die Natur der in Küche und Haus sich vollziehenden mannigfachen chemischen Prozesse.

Hierzu siehe ferner:

Unger, Wie ein Buch entsteht. S. 7. Bruns, Die Telegraphie. S. 15. Graetz, Das Licht und die Farben. S. 20. Alt, Die Physik der Kälte. S. 21. Bavink, Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. S. 21. Kaiser, Der Luftstickstoff. S. 21.

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

In 4 Teilen. Lex.-8. Jeder Teil zerfällt in einzelne inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene und einzeln käufliche Bände (Abteilungen).

Teil I: **Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.** I. Hälfte. Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst (mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk).

Teil II: **Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.** 2. Hälfte. Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft.

Teil III: **Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete.** Mathematik, Anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin.

Teil IV: **Die technischen Kulturgebiete.** Bautechnik, Maschinentechnik, industrielle Technik, Landwirtschaftliche Technik, Handels- und Verkehrstechnik.

Die „Kultur der Gegenwart" soll **eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung** unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine **Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis** und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten **in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume.**

„... Wenden wir aber unseren Blick zu den einzelnen Leistungen, die hier in reichlichster Fülle geboten sind, dann wissen wir in der Tat nicht, was wir herausgreifen und nennen sollen. Aus jedem der angedeuteten Gebiete hat ja ein Meister seines Faches das Wichtigste kurz und übersichtlich gegeben, bald aus seiner Geschichte das Wesen des behandelten Gegenstandes erläuternd, bald ihn in mehr prinzipieller und schematischer Form vor dem Leser ausbreitend. Abgesehen von dem Wert der hervorragenden Einzelleistungen erhält das ganze Unternehmen, zu dem es gehört, seinen besonderen Wert dadurch, daß es versucht, unser Wissen und Können zu einer möglichst systematischen Einheit zu verarbeiten. Damit wird es einem gebieterischen Bedürfnis unserer aus der seelischen Zerklüftung zur Einheit strebenden Zeit gerecht und steht so da als ein bedeutsames Zeichen der Zeit." **(Deutsche Zeitung.)**

Probeheft und Sonder-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) werden auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag versandt.

Bisher sind erschienen:

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.

(I. 1.) [XV u. 671 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—.

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die orientalischen Religionen mit Einleitung „Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker". (I. III. 1.) [VII u. 267 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 7.—, in Leinwand geb. ℳ 9.—.

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — I. Die ägyptische Religion: Adolf Erman. — II. Die asiatischen Religionen. Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. Die indische Religion: H. Oldenberg. Die iranische Religion: H. Oldenberg. Die Religion des Islams: I. Goldziher. Der Lamaismus: A. Grünwedel. Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz. b) Der Buddhismus: H. Haas.

Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion. (I. 4.) [X u. 752 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—. Auch in zwei Hälften:

I. Geschichte der christlichen Religion. Geh. ℳ 9.60, geb. ℳ 11.—.

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

II. Systematische christliche Theologie. Geh. ℳ 6.60, geb. ℳ 8.—

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie. (I. 5.) [VIII u. 572 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: Wilhelm Wundt. I. Die indische Philosophie: Hermann Oldenberg. II. Die islamische und die jüdische Philosophie: Ignaz Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: Wilhelm Grube. IV. Die japanische Philosophie: Tetsujiro Inouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: Hans von Arnim. VI. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Clemens Bäumker. VII. Die neuere Philosophie: Wilh. Windelband.

Systematische Philosophie. (I. 6.) 2., durchgesehene Aufl. [X u. 435 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: Wilhelm Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: Alois Riehl. II. Metaphysik: Wilhelm Wundt. III. Naturphilosophie: Wilhelm Ostwald. IV. Psychologie: Hermann Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: Rudolf Eucken. VI. Ethik: Friedrich Paulsen. VII. Pädagogik: Wilhelm Münch. VIII. Ästhetik: Theodor Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Friedrich Paulsen.

Die orientalischen Literaturen mit Einleitung „Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker". (I. 7.) [IX u. 419 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Lit. der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Lit.: A. Erman. Die babylonisch-assyrische Lit.: C. Bezold. Die israelitische Lit.: H. Gunkel. Die aramäische Lit.: Th. Nöldeke. Die äthiopische Lit.: Th. Nöldeke. Die arabische Lit.: M. J. de Goeje. Die indische Lit.: R. Pischel. Die altpersische Lit.: K. Geldner. Die mittelpersische Lit.: P. Horn. Die neupersische Lit.: P. Horn. Die türkische Lit.: P. Horn. Die armenische Lit.: F. N. Finck. Die georgische Lit.: F. N. Finck. Die chinesische Lit.: W. Grube. Die japanische Lit.: K. Florenz.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.

(I. 8.) 2. Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. Die griechische Sprache: J. Wackernagel. II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen.

(I. 9.) [VIII u. 396 S.] 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die russische Literatur: A. Wesselovsky. Die polnische Literatur: A. Brückner. Die böhmische Literatur: J. Máchal. Die südslawischen Literaturen: M. Murko. Die neugriechische Literatur: O. Thumb. Die ungarische Literatur: Fr. Riedl. Die finnische Literatur: E. N. Setälä. Die estnische Literatur: G. Suits. Die litauische Literatur: A. Bezzenberger. Die lettische Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen. (I. XI. 1.) [VII u. 499 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: I. Die keltischen Literaturen. 1. Sprache und Literatur der Kelten im allgemeinen: Heinrich Zimmer. 2. Die einzelnen keltischen Literaturen. a) Die irisch-gälische Literatur: Kuno Meyer. b) Die schottisch-gälische und die Manx-Literatur. c) Die kymrische (walisische) Literatur. d) Die kornische und die bretonische Literatur: Ludwig Christian Stern. — II. Die romanischen Literaturen. 1. Frankreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. 2. Italien bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 3. Die kastilische und portugiesische Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 4. Frankreich bis zur Romantik. 5. Die übrige Romania bis zur Romantik. 6. Das 19. Jahrhundert: Heinrich Morf. — III. Die romanischen Sprachen: Wilhelm Meyer-Lübke.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französ. Revolution). (II. V. 1.) Bearb. v. F. v. Bezold, E. Gothein und R. Koser.

[VI u. 349 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 9.—, in Lwd. geb. ℳ 11.—.

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Revolution. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: Friedrich von Bezold. II. Staat und Gesellschaft des Zeitalters der Gegenreformation: Eberh. Gothein. III. Staat und Gesellschaft zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: Reinh. Koser.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Staates und der Gesellschaft. (II. 2.)

Inhalt: I. Anfänge der Verfassung und der Verwaltung; Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Orientalische Verfassung und Verwaltung des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Nordafrikanische und westafrikanische (islamische) Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. b) Ostasiatische Verfassung und Verwaltung: O. Franke. III. Europäische Verfassung und Verwaltung. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter: A. Luschin v. Ebengreuth. 3. Neuzeit: O. Hintze.

Staat und Gesellschaft des Orients. (II. 3.)

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. — II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. A. Altertum. G. Maspero. B. Mittelalter und Neuzeit. 1. Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens. (Die islamischen Völker): M. Hartmann. 2. Staat und Gesellschaft Ostasiens. a) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. b) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Systematische Rechtswissenschaft. (II. 8.) [X, LX u. 526 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 14.—, in Leinwand geb. ℳ 16.—.

Inhalt: Allgemeines Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: G. Gareis. Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. Internationales Privatrecht: L. v. Bar. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. Kirchenrecht: W. Kahl. Staatsrecht: P. Laband. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. Polizei und Kulturpflege: E. Bernatzik. Völkerrecht: F. v. Martitz. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (II. X. 1.) Von W. Lexis. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Inhalt. Einleitung. — Der Kreislauf der Volkswirtschaft. I. Der Wert. II. Die Nachfrage. III. Die Produktion. IV. Kapitalvermögen und Unternehmung. V. Das Angebot. VI. Die Preisbildung. VII. Handel und Preise. VIII. Das Geld. IX. Kredit- und Bankwesen. X. Der Wert der Geldeinheit. XI. Das Einkommen. XII. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. XIII. Die Grundrente. XIV. Produktion und Einkommen. XV. Krisen. XVI. Die Konsumtion. XVII. Produktion und Verteilung. XVIII. Zukunftsaussichten.

In Vorbereitung befinden sich:

Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. (I. 2.) — Europäische Religion des Altertums. (I. III. 2.) — Deutsche Literatur und Sprache. (I. 10.) — Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. (I. XI. 2.) — Die Musik. (I. 12.) — Orientalische Kunst. Europäische Kunst des Altertums. (I. 13.) — Europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft. (I. 14.) — Völker-, Länder- und Staatenkunde. (II. 1.) — Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter. (II. 4.) — Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit. (II. V. 2.) — System der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft. (II. 6.) — Allgemeine Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft. (II. 7.) — Allgemeine Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre. (II. 9.)

Schaffen und Schauen

Zweite Auflage — Ein Führer ins Leben — Zweite Auflage

1. Band: Von deutscher Art und Arbeit

2. Band: Des Menschen Sein und Werden

Unter Mitwirkung von

R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch · A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs P. Klopfer · E. Koerber · O. Lyon · E. Maier · Gustav Maier · E. v. Maltzahn † A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn G. Steinhausen · E. Teichmann · A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting G. Wolff · Th. Zielinski · Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 5.—

Nach übereinstimmendem Urteile von Männern des öffentlichen Lebens und der Schule, von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen löst „Schaffen und Schauen" in erfolgreichster Weise die Aufgabe, die deutsche Jugend in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren.

Bei der Wahl des Berufes hat sich „Schaffen und Schauen" als ein weitblickender Berater bewährt, der einen Überblick gewinnen läßt über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes und des Einzelnen in Staat, Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft, Weltanschauung und Kunst bestimmen.

Zu tüchtigen Bürgern unsere gebildete deutsche Jugend werden zu lassen, kann „Schaffen und Schauen" helfen, weil es nicht Kenntnis der Formen, sondern Einblick in das Wesen und Einsicht in die inneren Zusammenhänge unseres nationalen Lebens gibt und zeigt, wie mit ihm das Leben des Einzelnen aufs engste verflochten ist.

Im ersten Bande werden das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen nnd seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Staat und Gesellschaft des Orients. (II. 3.)

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. — II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. A. Altertum. G. Maspero. B. Mittelalter und Neuzeit. 1. Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens. (Die islamischen Völker): M. Hartmann. 2. Staat und Gesellschaft Ostasiens. a) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. b) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Systematische Rechtswissenschaft. (II. 8.) [X, LX u. 526 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 14.—, in Leinwand geb. ℳ 16.—.

Inhalt: Allgemeines Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: G. Gareis. Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. Internationales Privatrecht: L. v. Bar. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. Kirchenrecht: W. Kahl. Staatsrecht: P. Laband. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. Polizei und Kulturpflege: E. Bernatzik. Völkerrecht: F. v. Martitz. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (II. X. 1.) Von W. Lexis. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Inhalt. Einleitung. — Der Kreislauf der Volkswirtschaft. I. Der Wert. II. Die Nachfrage. III. Die Produktion. IV. Kapitalvermögen und Unternehmung. V. Das Angebot. VI. Die Preisbildung. VII. Handel und Preise. VIII. Das Geld. IX. Kredit- und Bankwesen. X. Der Wert der Geldeinheit. XI. Das Einkommen. XII. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. XIII. Die Grundrente. XIV. Produktion und Einkommen. XV. Krisen. XVI. Die Konsumtion. XVII. Produktion und Verteilung. XVIII. Zukunftsaussichten.

In Vorbereitung befinden sich:

Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. (I. 2.) — Europäische Religion des Altertums. (I. III. 2.) — Deutsche Literatur und Sprache. (I. 10.) — Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. (I. XI. 2.) — Die Musik. (I. 12.) — Orientalische Kunst. Europäische Kunst des Altertums. (I. 13.) — Europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft. (I. 14.) — Völker-, Länder- und Staatenkunde. (II. 1.) — Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter. (II. 4.) — Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit. (II. V. 2.) — System der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft. (II. 6.) — Allgemeine Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft. (II. 7.) — Allgemeine Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre. (II. 9.)

Schaffen und Schauen

Zweite Auflage — Ein Führer ins Leben — Zweite Auflage

1. Band: Von deutscher Art und Arbeit

2. Band: Des Menschen Sein und Werden

Unter Mitwirkung von

R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch · A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs
P. Klopfer · E. Koerber · O. Lyon · E. Maier · Gustav Maier · E. v. Maltzahn
† A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn
G. Steinhausen · E. Teichmann · A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting
G. Wolff · Th. Zielinski · Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 5.—

Nach übereinstimmendem Urteile von Männern des öffentlichen Lebens und der Schule, von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen löst „Schaffen und Schauen" in erfolgreichster Weise die Aufgabe, die deutsche Jugend in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren.

Bei der Wahl des Berufes hat sich „Schaffen und Schauen" als ein weitblickender Berater bewährt, der einen Überblick gewinnen läßt über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes und des Einzelnen in Staat, Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft, Weltanschauung und Kunst bestimmen.

Zu tüchtigen Bürgern unsere gebildete deutsche Jugend werden zu lassen, kann „Schaffen und Schauen" helfen, weil es nicht Kenntnis der Formen, sondern Einblick in das Wesen und Einsicht in die inneren Zusammenhänge unseres nationalen Lebens gibt und zeigt, wie mit ihm das Leben des Einzelnen aufs engste verflochten ist.

Im ersten Bande werden das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen nnd seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Was spricht in unserem Heim mehr zu uns als dessen Bildschmuck?

Und doch wie gedankenlos wird er oft gewählt! Wir wollen gar nicht von Öldrucken schlimmster Art reden! Auch die Reproduktion eines berühmten Gemäldes, oft undeutschen Empfindungsgehaltes, an der Wand verschwindend, das Beste des Kunstwerkes durch Kleinheit und Farblosigkeit vernichtend, was vermag sie uns als Wandschmuck in unserem Heim zu sagen, wenn wir nach des Tages verwirrendem Getriebe Sammlung in ihm suchen?

Welcher Art soll vielmehr ein Bild im deutschen Hause sein?

Vor allem muß **deutsches Empfinden, deutsche Innigkeit, deutsche Heimatliebe** darin zum Ausdruck kommen. Nur so vermag es zu uns zu sprechen, nur so wird es aus unerschöpflichem Quell immer Neues zu sagen wissen.

Darum darf ein Bild vor allem auch **keine alltäglichen Plattheiten und Süßlichkeiten** bieten, deren wir als ernsthafte Menschen in kurzer Zeit überdrüssig sind. Es muß uns sodann nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch die **Kunst der Darstellung** des Geschauten immer aufs neue fesseln. Das vermag eine Reproduktion nun überhaupt kaum, das kann nur ein **Originalkunstwerk**. Das Bild endlich muß eine gewisse **Kraft der Darstellung** besitzen, es muß den Raum, in dem es hängt, durchdringen und beherrschen.

Teubners Künstler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) bieten all das, was wir von einem guten Wandbild im deutschen Hause fordern müssen. Sie bieten Werke großer, ursprünglicher, farbenfroher Kunst, die uns das Schöne einer Welt von Formen und Farben mit den Augen des Künstlers sehen lassen und sie in dessen unmittelbarer Sprache wiedergeben. In der Original-Lithographie führt der Künstler eigenhändig die Zeichnung auf dem Stein aus, bearbeitet die Platten, bestimmt die Wahl der Farben und überwacht den Druck. Das Bild ist also bis in alle Einzelheiten hinein das Werk des Künstlers, der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit. Keine Reproduktion kann dem gleichkommen an künstlerischem Wert und künstlerischer Wirkung.

Teubners Künstler-Steinzeichnungen sind Werke echter Heimatkunst, die stark und lebendig auf uns wirken. Das deutsche Land in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Landschaft und sein Volksleben, seine Werkstätten und seine Fabriken, seine Schiffe und Maschinen, seine Städte und seine Denkmäler, seine Geschichte und seine Helden, seine Märchen und seine Lieder bieten vor allem den Stoff zu den Bildern.

Sie enthalten eine große Auswahl **verschiedenartiger Motive und Farbenstimmungen in den verschiedensten Größen,** unter denen sich für jeden Raum, den vornehmsten wie das einfachste Wohnzimmer, geeignete Blätter finden. Neben ihrem hohen künstlerischen Wert besitzen sie den Vorzug der **Preiswürdigkeit.** All das macht sie zu willkommenen Geschenken zu Weihnachten, Geburtstagen und Hochzeiten und macht sie zum besten, zu

dem künstlerischen Wandschmuck für das deutsche Haus!

Die **großen Blätter** im Format 100×70, 75×55 und 60×50 kosten M. 6.—, bzw. M. 5.— und M. 3.—. Die Blätter in dem Format 41×30 nur M. 2.50 und die **Bunten Blätter** gar nur M. 1.—. Preiswerte **Rahmen,** die auch die Anschaffung eines gerahmten Bildes ohne nennenswerte Mehrkosten gestatten, liefert die Verlagshandlung in verschiedenen Ausführungen und Holzarten für das Bildformat 100×70 in der Preislage von M. 4.50 bis M. 16.—, für das Format 75×55 von M. 4.— bis M. 12.—, für das Format 41×30 von M. 1.75 bis M. 4.50.

Urteile über B. G. Teubners farbige Künstler-Steinzeichnungen.

„.... Doch wird man auch aus dieser nur einen beschränkten Teil der vorhandenen Bilder umfassenden Aufzählung den Reichtum des Dargebotenen erkennen. Indessen es genügt nicht, daß die Bilder da sind, sie müssen auch gekauft werden. Sie müssen vor allen Dingen an die richtige Stelle gebracht werden. Für öffentliche Gebäude und Schulen sollte das nicht schwer halten. Wenn Lehrer und Geistliche wollen, werden sie die Mittel für einige solche Bilder schon überwiesen bekommen. Dann sollte man sich vor allen Dingen in privaten Kreisen solche Bilder als willkommene Geschenke zu Weihnachten, zu Geburtstagen, Hochzeitsfesten und allen derartigen Gelegenheiten merken. Eine [illegible] verwöhntesten Gesc[illegible] Ausgabe, die auch de[illegible] wertvolles Geschenk[illegible]

Fr. Beckert:

Verlie[illegible]

„Von den Bilder[illegible] Bewegung' entsprung[illegible] 'künstlerischen Wandsch[illegible] herausgibt.... Wir [illegible] Sache mit rechtem Ver[illegible] uns — fördern wir es,[illegible]

„Alt und jung n[illegible] Wirkungen, die hier f[illegible] einmal etwas, was [illegible] übertreten kann."

„... Es ist unseres [illegible] als an vielen hundert [illegible] Wissen zu lernen, statt [illegible]

Illustrierter [illegible]

Einsendung von [illegible] B. G. [illegible]

170.9 K638
Kirn
COLUMBIA UNIVERSITY
0032145403
BRITTLE DO NOT PHOTOCOPY